

REZENSIONEN

KĘSICKA, KAROLINA (2009): *Adaption als Translation. Zum Bedeutungstransfer zwischen der Literatur- und Filmsprache am Beispiel der Remarque-Verfilmungen*. Wrocław/Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe / Neisse Verlag. 303 S.

Verfilmungen von literarischen Werken sind als Forschungsgegenstand an der Schnittstelle zwischen Literatur-, Medien- und Filmwissenschaft sowie Kultursemiotik angesiedelt. Bemerkenswerterweise fallen Relationen zwischen dem literarischen Original und seiner filmischen Adaption relativ selten in den Interessenbereich der Übersetzungswissenschaft, auch wenn die Übertragung eines Prosawerkes auf die Leinwand als typisches Beispiel der intersemiotischen Übersetzung im Sinne von Jakobson gilt. Vielmehr wenden sich Translationswissenschaftler der filmtechnischen Bewältigung der interlingualen Problematik zu, die für übersetzte Filme relevant ist (Untertitelung, Synchronisierung). Die Auseinandersetzung mit dem ontologischen Status der Adaption und ihrer Beziehung zur literarischen Vorlage scheint eher Literatur- und Medientheoretiker zu beschäftigen.

Das Buch der Posener Literatur- und Übersetzungswissenschaftlerin Karolina Kęsicka ist insofern eine Ausnahme im filmtheoretischen Diskurs, als die Autorin in ihrer Analyse der Remarque-Verfilmungen die literaturwissenschaftliche Perspektive ausdrücklich um Kategorien der semiotisch orientierten Translationswissenschaft erweitert. Ihre methodologische Wahl begründet sie damit, dass die Adaption „einen Grenzfall der Übersetzung oder eine Form der übersetzungsähnlichen Transforma-

tion“ (S. 11) darstellt. Voraussetzung für diese Betrachtung ist die Überzeugung, dass der Film über eine eigene Sprache verfügt, die – in Analogie zur natürlichen Sprache – sowohl eine denotative als auch eine konnotative Bedeutungsebene aufweist. Die filmische Adaption verläuft dabei analog zum interlingualen Übersetzungsprozess: Dekodierung – Interpretation – Neukodierung (S. 11). Eine weitere Annahme, die die Adaption als Sonderform der Übersetzung auffassen lässt, ist die Ausweitung des Textbegriffs um kulturelle und (multi)mediale Kontexte sowie das Eindringen des Textualitäts-Paradigmas in nichtphilologische Fächer, darunter auch in die Medienwissenschaft (vgl. BASSLER 1998:471). Die Tatsache, dass die Autorin eindeutig für einen sprachanalogen, zeichenhaften Charakter der filmischen Adaption plädiert, lässt ihre Studie im Kontext der heutigen Kulturwissenschaften positionieren, die auf einem über das rein Sprachliche hinausgehenden Textbegriff aufbauen. Die Arbeit der Posener Germanistin beweist ferner die Notwendigkeit, auch die Kategorie der Translation interdisziplinär zu erweitern.

Das Buch weist eine klare, überschaubare Struktur auf. In Teil I, „Zur Ästhetik des verfilmten Wortes“, setzt sich Kęsicka mit der Beschaffenheit des kinematographischen Codes auseinander. Sie stützt sich zu Recht auf die Vertreter des russi-

schen Formalismus (B. Eichenbaum, J. Tynianow), aus dem die erste Filmtheorie hervorgegangen ist, sowie auf die Semiotiker J. Lotman, C. Metz, U. Eco, I. Schneider u.a. Hauptanliegen der Verfasserin ist es zu untersuchen, welchen Transformationen das literarische Original bei der Übertragung auf die Leinwand unterliegt – d.h., wie der Sinn im Prosawerk und seiner Verfilmung auf den denotativen und konnotativen Bedeutungsebenen konstruiert wird, die beiden Kunstwerken als erzählerischen Gebilden gemeinsam sind. Dazu gehören die Sujetebene, die Erzählerinstanz, die Dialogebene, die Motivgestaltung und das zeitlich-räumliche Kontinuum – narrative Kategorien, die im jeweiligen Medium unterschiedlich realisiert werden. Sie werden im Kapitel „Form- und inhaltsbezogene Relationen des Films zur Literatur“ aus literaturtheoretischer Sicht eingehend besprochen. Für die Erörterung des ontologischen Status der Adaption ist insbesondere die Auffassung von B. Balázs einleuchtend, nach dem die Fabel ein „Halbfabrikat“ sowohl für den Roman als auch für dessen Verfilmung darstellt, so dass der Regisseur nicht auf das Prosawerk zurückgreift, sondern direkt auf die abstrakte „Tiefenstruktur“ der Fabel. Demzufolge wären der Roman und seine Adaption zwei gleichberechtigte Verwendungen desselben Fabelstoffes (S. 55). Diesem Standpunkt schließt sich Keşicka an: Sie beweist die Autonomie des Films, der der Literatur als unabhängiges, ästhetisch gleichwertiges Kunstwerk gegenübersteht.¹ Die Autorin spricht sich somit gegen eine literaturzentrierte Filmtheorie aus, die „die Verfilmung in ein Dependenzverhältnis zu dem literarischen Text stellt“ (S. 112). Dabei stützt sie sich auf Erkenntnisse der poststrukturalistischen, kognitiven und rezeptionsästheti-

schen Filmtheorie – Konzepte, die die Adaption als einen „individuell geprägten Wahrnehmungsprozess“ (S. 112) betrachten und somit die Rolle des Rezipienten bei der Sinnkonstruktion in den Blick nehmen. Es war nicht zuletzt die aufkommende Rezeptionsästhetik, in deren Zuge nach 1960 der Autonomieanspruch der Filmkunst anerkannt wurde. Bis in die 1950er Jahre hinein galt die Adaption einzig als Nachahmung bzw. Illustration der Literatur, die von Anfang an eine natürliche Inspirationsquelle für den Film war; daher wurden auf Literaturverfilmungen dieselben Kategorien angewandt, die lange Zeit den übersetzungswissenschaftlichen Diskurs dominierten: „Treue“ vs. „Verrat“ am literarischen Original. Im theoretischen Teil geht Keşicka ferner der Frage der Verfilmbarkeit von Literatur nach. Sie erörtert den grundsätzlichen Unterschied zwischen den Möglichkeiten des verbalen und des kinematographischen Codes: die Tatsache, dass der Film nur das Konkrete, Außersprachliche (etwa das Aussehen der Protagonisten und ihr Handeln), d.h. das materielle Kontinuum darstellen kann, während die Literatur das innere Leben und die Gemütszustände der Personen, also das geistige Kontinuum, vermittelt. Anders als im Roman kann das Abstrakte im Kino nur suggeriert werden. Nach S. Kracauer verläuft die Grenze der „Übersetzbarkeit“ der Literatur in die Filmsprache dort, „wo das materielle Kontinuum endet und das geistige beginnt“ (S. 82). Auf dieses Problem kommt Keşicka im empirischen Teil der Arbeit mehrmals zu sprechen. Wie komplex sich die Relationen zwischen Verfilmung und deren literarischer Vorlage gestalten können, wird an der typologischen Differenziertheit des Adaptionsbegriffes sichtbar – etwa an der Typologie H. Kreuzers, der zwischen

Aneignung von literarischem Stoff, Illustration, Transformation und Dokumentation unterscheidet.

In Teil II, Remarques Beziehungen zum Film – einer Bestandsaufnahme, geht die Posener Germanistin der Frage auf den Grund, warum die Prosawerke des deutschen Schriftstellers sich besonders gut als Drehbuchvorlagen eignen. Ihre Problematik (Kriegsaufarbeitung) und die stilistischen Eigenschaften (lebhaft Dialoge, Expressivität der Schilderung, fesselnde Handlungsführung) sind Vorzüge, die die deutsche und vor allem die amerikanische Filmindustrie schon in der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg zu schätzen wusste. Es ist wohl wenig bekannt, dass „Remarques schriftstellerische Karriere untrennbar mit seinem Erfolg in Hollywood einherging“ (S. 127).² Kęsicka stellt die Entstehungsgeschichte der beiden zur Analyse gewählten Filme dar: *Three Comrades* (1938) nach dem Roman *Drei Kameraden* (Regie: Frank Borzage, Drehbuch: F. Scott Fitzgerald und E. Paramore) und *Die Nacht von Lissabon* (1971, Regie und Drehbuch: Zbynek Brynych) und bespricht die Rezeption der Remarque-Verfilmungen in der englischsprachigen und deutschen Filmkritik.

Teil III, „Der Bedeutungstransfer zwischen der Literatur- und Filmsprache: eine intersemiotische Übersetzungsanalyse“, ist dem deskriptiven Vergleich der beiden Verfilmungen mit den Romanvorlagen gewidmet. Die Auswahl des Analysematerials mag überraschen³, da die beiden Filmwerke in jeder Hinsicht unterschiedlich sind: im Hinblick auf die Entstehungszeit, die Präsentationsform (Kinofilm vs. Fernsehproduktion), den Adaptionstyp (*Three Comrades* sei eine Transposition nur ausgewählter Erzählkonstituenten des Originals, *Die Nacht von*

Lissabon wird als werkgetreue Illustration des gleichnamigen Romans bewertet) und schließlich die Sprache (Englisch vs. Deutsch). Während die drei ersten Kriterien durchaus plausibel sind und einen aufschlussreichen Vergleich versprechen, stellt die sprachliche Differenziertheit der beiden Filme eine zusätzliche Schwierigkeit dar: Kann man sinnvollerweise zwei Adaptionen vergleichen, von denen die eine einen vor allem intersemiotischen Transfer darstellt, bei der anderen dagegen die ausgesprochen translationswissenschaftliche Problematik der interlingualen Übersetzung hinzukommt? Die Verfasserin impliziert zwar, dass die Zusammenstellung gerade dieser beiden Verfilmungen methodologisch dann begründet ist, wenn man sich mit der Relation der englischen Dialoglisten zur deutschen Vorlage eingehend befasst. Trotzdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Problematik des interlingualen Transfers in der Analyse doch etwas zu kurz kommt. Die empirische Untersuchung bestätigt die bereits in Teil II geäußerte Behauptung, dass beide Adaptionen ihren Vorlagen nur einigermaßen gerecht werden, und zwar unabhängig von der Sprache und – überraschenderweise – von den Möglichkeiten und Beschränkungen der Filmtechnik. Auf der denotativen Bedeutungsebene wird die Sinnkonstruktion im Rahmen der Sujetstruktur, des Erzählverhaltens und der Gestaltung der Dialoge in den beiden Filmen mit der jeweiligen Vorlage verglichen. Aus der Analyse geht hervor, dass es am einfachsten ist, die filmische Handlung originalgetreu darzustellen. Etwaige Abweichungen ergeben sich aus dem Konzept des Regisseurs: Während die Geschehnisse in *Die Nacht von Lissabon* dem Roman folgen, werden in *Three Comrades* wesentliche Elemen-

te der Handlung ausgelassen (Episoden, die auf die sozialen Konflikte und die Bewältigung des Kriegstraumas hinweisen), was den Roman zu einer sentimental Liebesgeschichte verflacht. Die Schwierigkeit hingegen, im Film – der die Figuren ‚von außen‘ darstellt – verschiedene Erzählhaltungen zu vermitteln, geht in erster Linie auf die Medienspezifität zurück. Auch dies kann jedoch bewältigt werden: Die subjektive Perspektive des Ich-Erzählers in *Die Nacht von Lissabon* wird im Film durch eine geschickte Kameraführung kompensiert. Dagegen wird das Erzählkonzept von *Drei Kameraden* in der amerikanischen Fassung missachtet und die Doppelexistenz des Ich-Erzählers (als Erzähler und handelnde Figur zugleich) aufgelöst. Das literatüreigene Erzählmittel des inneren Monologs lässt sich ebenfalls auf die Leinwand übertragen: In *Die Nacht von Lissabon* wird der innere Monolog aus dem Off vermittelt. Die Autoren von *Three Comrades* verzichten dagegen auf das monologische Sprechen, was für die Adaption erhebliche Bedeutungsverluste zur Folge hat. Bei der Sinntransposition in den Dialogen ist vor allem das sprachliche Problem des Idiolekts der Personen relevant. Die Analyse der Figurenrede in *Die Nacht von Lissabon* bestätigt die These, „dass die Adaption, welche die Sprache des Originals benutzt, auf weniger Transferprobleme auf der Ebene der Dialogenkonstruktion stößt, als es bei den anderssprachigen Adaptionen der Fall ist“ (S. 156). Die Beurteilung der Dialoge in *Three Comrades* fällt dagegen etwas oberflächlich und pauschal aus. In *Drei Kameraden* von Remarque verwenden die Protagonisten das umgangssprachliche, manchmal derbe Register voller Ironie und Sarkasmus. In der Adaption wird der englische bzw. amerikanische

Slang verwendet, wobei man jedoch schwer beurteilen kann (was Keşicka auch zugibt), ob gerade diese Sprachvarietät des Englischen die Aussagen des Romanpersonals adäquat wiedergibt. Der interlinguale Transfer bedürfte gerade an dieser Stelle einer tiefergehenden Analyse. Im Bereich der Sinnkonstruktion auf der konnotativen Ebene bespricht die Verfasserin die Motivgestaltung sowie das Zeit- und Raumkontinuum. In dem Film *Three Comrades*, der im Vergleich zur Romanvorlage die Ausblendung des sozial-politischen Kontextes zugunsten der Liebesgeschichte anstrebt, werden zahlreiche als Symbolträger fungierende Nebenfiguren und Gegenstände ausgelassen. Allerdings ist es oft das Bild, das als Substitut des Gesagten in Form von z. B. suggestiven Nahaufnahmen auf der Leinwand erscheint. In *Die Nacht von Lissabon* kommt es zur Kompensation des Schriftwortes durch das Motiv der Fado-Musik, die Konnotationen (das Schicksal der Emigranten, Fragen existenzieller Natur) werden also über den auditiven Kanal transportiert. An diesen Beispielen beweist Keşicka die Überlegenheit des Filmmediums, das die Bedeutung multimedial konstruieren kann, der Literatur gegenüber sowie die Stärke des visuellen und des auditiven Codes, die genauso wie der sprachliche Code imstande sind, Konnotationen herzustellen und „trotz materieller Differenzen einen hohen Äquivalenzgrad [zu] erzielen“ (S. 252).

Zum Schluss wird noch das Zeit- und Raumkontinuum als Träger von Konnotationen thematisiert. In *Remarques Drei Kameraden* fungiert die Stadt Berlin als Hintergrund der sozialen und politischen Probleme der Zwischenkriegszeit. In *Three Comrades* spielt die Handlung in einer anonymen Metropole, was erhebliche Verluste im Bereich der Assoziationen

bewirkt. Ähnliches ist in der Verfilmung von *Die Nacht von Lissabon* festzustellen: Bei Remarque wird die Stadt Osnabrück assoziativ mit dem Nazi-Regime verknüpft, in der Adaption erscheint der dargestellte Raum als eine zufällige Kulisse ohne jeglichen Assoziationswert. In der „Schlussbetrachtung“ wird die These von der Eigengesetzlichkeit und Zeichenhaftigkeit der Medien – Literatur und Film im Rückblick auf die durchgeführte Analyse – bestätigt. Die Beziehungen zwischen dem literarischen und dem filmischen Textsystem basieren nicht auf der Identität der Zeichensysteme (die wegen der materiellen Zeichenstruktur nicht äquivalent sind), sondern auf der Analogie in der Verwendung der Codes (Funktionalität der Zeichen) (S. 283). Im Anschluss daran müsste man noch ausdrücklich betonen, worin die wohl wichtigste Analogie zwischen Adaption und Translation besteht. Sowohl in der filmischen (intersemiotischen) als auch in der interlingualen Transposition des Ausgangsstoffes lässt sich die denotative Bedeutungsebene relativ einfach in das andere Zeichensystem übertragen. In der Romanverfilmung wird diese Rekonstruktion durch die Nachbildung der Handlung und die Übernahme von Dialogen oder aber durch die Technik (Wiedergabe der Erzählhaltung durch entsprechende Montage und Kameraführung) ermöglicht. Dagegen geht die Sinnübertragung auf der Konnotationsebene sowohl in der Filmadaption als auch in der sprachlichen Translation mit unvermeidlichen Abweichungen vom Original einher. Dieses Ergebnis überrascht nicht, wenn man die Erkenntnisse der polnischen Literatursemiotikerin SEWERYNA WYSŁOUCH (von Kęsicka nicht berücksichtigt) heranzieht. Im Zusammenhang mit der Relation zwischen Literatur und

Film unterscheidet sie zwischen zwei primären Kommunikationssystemen: dem visuellen und dem verbalen. Auf diesen seien sekundäre Systeme aufgebaut, die den konnotativen Wert der primären Zeichen aktivieren und ausnutzen. Literatur sei ein sekundäres Kommunikationssystem, dem der verbale Code zugrunde liegt, während der Film als sekundäres Kommunikationssystem auf dem visuellen Code basiert. Dieser bleibt dominant, auch wenn er um andere Codes (verbale Sprache, Musik) ergänzt wird (WYSŁOUCH 1994:164). Die zeichenhafte Beschaffenheit des filmischen und des literarischen Codes ist somit analog, was das Bestehen einer eigenständigen Filmsprache bekräftigt. Wenn also die denotativen Ebenen der beiden sekundären Kommunikationssysteme prinzipiell ohne weiteres übersetzbar sind, dann ist es der Vergleich der konnotativen Bedeutungsebenen des Erzählwerkes und seiner Adaption, der die aufschlussreichsten Forschungsergebnisse zeitigen dürfte: Hier entstehen nämlich die meisten Herausforderungen an die Kreativität des Regisseurs, der die Sinnverluste und Transpositionen ausgleichen muss.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass das Buch der Posener Germanistin einen wichtigen interdisziplinären Beitrag zur modernen Komparatistik darstellt, die sich den intermedialen Relationen der Künste zuwendet. Ein unbestreitbarer Vorteil der Studie ist der ausgewogene Standpunkt der Autorin, die sich zwar auf literaturtheoretische Termini stützt, sich jedoch stets im Klaren darüber ist, dass eine literaturorientierte Betrachtung der Adaption aus einer Verkennung der Eigengesetzlichkeit der Medien Literatur und Film resultiert. Andererseits schreckt Kęsicka nicht davor zurück, von übersetzungswissenschaftlichen Positionen aus

an die Filmadaption heranzugehen. Sie beweist, dass es durchaus legitim ist, den Terminus ‚Translation‘ im erweiterten Sinne auf die wechselseitigen Beziehungen von Kunstwerken unabhängig von ihrer Materie anzuwenden. Die Arbeit macht deutlich, dass Übersetzung zu einem Leitbegriff der Kulturwissenschaften im Zuge des ‚translation turn‘ werden kann (BACHMANN-MEDICK 2009: 272). Immerhin beleuchtet die Verfasserin einen Abschnitt aus der faszinierenden Geschichte des Hollywood-Abenteuers von Remarque – eine Erfolgsstory, die seinen Lesern kaum bekannt sein dürfte. Es bleibt nur zu bedauern, dass dem empirischen Teil kein einziges Foto aus den besprochenen Filmen beigegeben wurde. Einige Bilder hätten die Thesen der Autorin bekräftigt und veranschaulicht bzw. einen Eindruck davon vermittelt, inwiefern sich die beiden Adaptionen voneinander unterscheiden.

Anmerkungen

¹ Man könnte hier zusätzlich das Argument von Alicja Helman anführen, dass das Bestehen oder Nichtbestehen einer literarischen Vorlage für den ästhetischen Wert des Filmes keine Relevanz hat und die Rückbindung an ein Prosawerk nur deswegen möglich ist, weil der Zuschauer von der Existenz der Vorlage weiß (vgl. HELMAN 1979, zit. nach WYSŁOUCH 1994:158).

² Interessanterweise waren die US-Verfilmungen zur Zeit der Nazi-Diktatur auf die pazifistische Botschaft ausgerichtet,

die bei der Vermarktung der Filme in Deutschland infolge der Eingriffe der deutschen Zensurbehörden wiederum entschärft wurde. Die endgültige Gestalt mehrerer Remarque-Verfilmungen war somit das Resultat von Zensureingriffen – vgl. KEŚICKA (2010).

³ Abgesehen von dem durchaus verständlichen Argument der erschwerten Zugänglichkeit der Quellenmaterialien (Drehbücher und Dialoglisten) – vgl. S. 156f.

Literatur

BACHMANN-MEDICK, DORIS (³2009): *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg.

BASSLER, MORITZ (1998): *Stichwort Text. Die Literaturwissenschaft unterwegs zu ihrem Gegenstand*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 42:470-475.

HELMAN, ALICJA (1979): *Modele adaptacji filmowej. Próba wprowadzenia w problematykę*. [Modelle filmischer Adaption. Versuch einer Einführung in die Problematik]. In: *Kino* 6.

KEŚICKA, KAROLINA (2010): *Textmodifikationen in der Filmübersetzung. Untersucht am Beispiel der deutschen Synchronfassung von „All Quiet on the Western Front“*. *Lewis Milestones*. In: BAŁ, PAWEŁ / SIERADZKA, MAŁGORZATA / WAWRZYŃIAK, ZBIGNIEW (eds.): *Texte und Translation*. Frankfurt (M.), 85-97.

WYSŁOUCH, SEWERYNA (1994): *Literatura a sztuka wizualna*. [Literatur und visuelle Kunst]. Warszawa.

Katarzyna Lukas, Gdańsk

KŁAŃSKA, MARIA / KITA-HUBER, JADWIGA / ZARYCHTA, PAWEŁ (eds.) (2010): „Cóż za księga!“ Biblia w literaturze niemieckojęzycznej od Oświecenia po współczesność. [„Welch ein Buch!“ Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur von der Aufklärung bis zur Gegenwart]. Kraków: Homini. 564 S.

„Bibel und Literatur“ – es gibt wohl nur wenige Forschungsfelder mit einer vergleichbaren Spannweite und mit einer größeren Vielfalt an Fragestellungen. Einerseits mag man sagen, das sei eine Selbstverständlichkeit: Wenn die europäische Kultur ohne das Judentum und das Christentum, somit auch ohne die Bibel nicht denkbar ist, so trifft dies auch auf die europäische und damit auch die deutschsprachige Literatur zu. Dies muss heute weder festgestellt noch bewiesen werden, und das liegt auch nicht in der Absicht der Autoren des Bandes. Jedoch ist es angesichts der gegenwärtigen Tendenz, dieses biblische, jüdische und christliche Erbe zu leugnen, was oft von einem schlichten Mangel an Wissen, um nicht zu sagen von Ignoranz zeugt, durchaus begründet, ja sogar erforderlich, immer wieder darauf zu sprechen zu kommen, dass und auf welche Art und Weise die Bibel – und somit die beiden biblischen Religionen, das Judentum und das Christentum – in allen ihren Dimensionen die Kultur und somit die Literatur geprägt haben und immer noch prägen. Trotz dieser Selbstverständlichkeit (oder vielleicht gerade ihretwegen) ist die Erforschung eines so weiten Feldes keine leichte Aufgabe. Wer Bibel sagt, muss sofort ergänzend hinzufügen, „welche“ Bibel er meint: Meint er den hebräischen und griechischen Urtext oder eine der Übersetzungen, meint er die Bibel der Juden, der römisch-katholischen oder der russisch-orthodoxen Christen, oder vielleicht einer der zahlreichen evangelisch-christlichen Gemeinschaften. Eines steht fest: Immer

geht es um einen Text, der für eine bestimmte religiöse Gemeinschaft als heiliger Text gilt, Quelle und Fundament des Glaubens, Wort Gottes. Zwar werden auch Zugänge zu den biblischen Texten gesucht, in denen die Bibel aus dem religiösen Kontext gelöst und als eine Sammlung von mehr oder weniger kunstvollen literarischen Texten betrachtet wird – dann aber wäre ernsthaft zu überlegen, inwieweit man noch von der Bibel in ihrem vollen Sinne sprechen kann. Zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Problemfeld „Bibel und Literatur“ gehört also nicht nur literaturwissenschaftliches Wissen, sondern auch eine tiefe Kenntnis der Bibel in all ihren eben erwähnten Dimensionen, der Besonderheiten der verschiedenen religiösen Gemeinschaften, ihrer Theologie und Glaubensgrundsätze, nicht selten der gesamten Tradition, der Sitten und Bräuche... . So weit und tief schlagen die biblischen Texte ihre Wurzeln sowohl in der Kultur ganzer Gemeinschaften als auch im Leben und Glauben einzelner Menschen. Somit wird ein weiterer Aspekt der Erforschung unseres Themas angesprochen: die persönliche Religiosität und Frömmigkeit, Glaube oder Unglaube und die daraus resultierende Beziehung zur Bibel der einzelnen Dichter. Bei eingehender Analyse ist es sogar von Bedeutung festzustellen, mit welcher Version (Originaltext oder eine der Übersetzungen) der Dichter vertraut war, womit man sich auf ein noch unsichereres Terrain begibt. Trotz der kurz skizzierten Schwierigkeiten und Aufforderungen, die die Erfor-

schung des Themas „Bibel und Literatur“ mit sich bringt (und man könnte noch weitere aufzählen) und deren sich die Autoren des Bandes zweifelsohne bewusst waren, haben sie diese anspruchsvolle Aufgabe in Angriff genommen. Das Buch ist Ertrag einer mehr als dreijährigen Team-Arbeit. Am Projekt haben zehn Personen mitgewirkt, darunter sowohl erfahrene Wissenschaftler als auch jüngere Forscher. Manche von ihnen haben mehrere Beiträge verfasst. Der Band setzt sich aus dreiundzwanzig Kapiteln zusammen, die in zwei Teilen von unterschiedlichem Umfang gruppiert sind. Der erste Teil (S. 21-131) bietet einen literaturgeschichtlichen Überblick in drei Schritten: PAWEŁ ZARYCZTA schreibt über die Zeit von den Anfängen der deutschsprachigen Literatur bis zur Weimarer Klassik, JADWIGA KITA-HUBER beginnt mit der Romantik und endet mit der Zäsur des Jahres 1900, MARIA KŁAŃSKA zeigt biblische Inspirationen in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jhd.s auf. Der zweite Teil (S. 135-510) besteht aus zwanzig Beiträgen, die, wie der Untertitel des Bandes ausweist, die Zeitspanne von der Aufklärung bis zur Gegenwart umfassen. Der Leser findet auch eine Auswahlbibliographie (S. 507-510), Anmerkungen zu den einzelnen Dichtern, deren Texte im zweiten Teil besprochen werden (S. 511-548), zwei Register: ein Personenregister (S. 549-556), ein Register der biblischen Figuren (S. 557-558) sowie die wichtigsten Informationen zu den Autoren des Bandes (S. 559-564).

Die wesentlichen Aspekte des Forschungsprojektes werden im Rahmen des von den drei Herausgebern signierten Vorwortes erläutert und zusammenfassend aufgelistet (S. 7-17). Als primäre Methode der Untersuchung soll die Intertextualitätsforschung gelten, ergänzt durch eine diachronische

Perspektive. Eine weitere Profilierung gewinnt die Arbeit der Wissenschaftler durch die Entscheidung, die Ergebnisse ihrer Forschung in polnischer Sprache darzubieten. Wie sie selbst im Vorwort betonen, richtet sich der Band an polnische Leser, auch an solche, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Er soll einen Einblick in die Geschichte der deutschsprachigen Literatur gewähren, auch in das Schaffen von Dichtern, die dem heutigen polnischen Publikum wenig bekannt sind. Hier trifft man selbstverständlich auf eine bei solchen Vorhaben unvermeidbare Qual der Wahl. Wie die Herausgeber selbst betonen, wurde die Auswahl nicht dem Zufall überlassen, sondern nach einem klaren Kriterium durchgeführt: Die einzelnen Beiträge sind der Darstellung von Dichtern und Dichterinnen gewidmet, die zu den bedeutendsten der deutschen Sprache gehören und deren Werke zahlreiche, für diesen Kulturraum typische intertextuelle Bezüge zu den biblischen Texten aufweisen. Sie sollen zugleich als Vertreter verschiedener literarischer Epochen wie auch Religionen und Konfessionen gelten. Folgende Dichter und Dichterinnen sind berücksichtigt: Friedrich Gottlieb Klopstock, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Schiller, Johann Wolfgang von Goethe, Novalis, Joseph von Eichendorff, Jean Paul, Heinrich Heine, Friedrich Hebbel, Rainer Maria Rilke, Ernst Barlach, Franz Kafka, Joseph Roth, Bertolt Brecht, Thomas Mann, Heinrich Böll, Ingeborg Bachmann, Else Lasker-Schüler, Rose Ausländer, Nelly Sachs, Paul Celan, Gerhart Hauptmann, Luise Rinser und Stefan Heym. Bis auf zwei Ausnahmen ist jeweils einem Dichter ein Beitrag gewidmet. Entweder werden mehrere wichtige Texte dargestellt, wodurch sich der Leser ein Bild vom Gesamtwerk machen kann (wie

z.B. in den Beiträgen zu Klopstock, Eichendorff und Böll), oder es wird ein Text oder eine Textgruppe eingehend analysiert (wie z.B. in den Beiträgen zu Goethe oder Thomas Mann).

Eine den einzelnen Beiträgen gerecht werdende Besprechung würde den Rahmen einer Rezension sprengen, außerdem ist, wie die Herausgeber selbst betonen, die wissenschaftliche Herangehensweise der einzelnen Projektteilnehmer recht unterschiedlich. Man kann jedoch trotz der Vielfalt der Einzelstudien den Band als ein Ganzes betrachten. Es ist zweifelsohne ein wichtiges Buch, mit dem man nicht nur dem Erwartungshorizont der an der biblischen Problematik interessierten Leser gerecht wird, sondern aller, die ihre Kenntnisse über die Literatur und Kultur des deutschsprachigen Raumes erweitern oder vertiefen möchten. Trotz der klaren Profilierung, die dem ersten Anschein nach einen eher engen Blickwinkel erwarten lässt, haben wir es mit einer Darstellung von literaturgeschichtlichem Wert zu tun. Dank der Strategie, zuerst einen Überblick anzubieten, kann der Leser ein literaturgeschichtliches Gesamtbild gewinnen, in das er dann die einzelnen Dichter und ihre Werke einzuordnen vermag. Die beiden Teile des Bandes (die drei literaturgeschichtlichen Skizzen und der analytische Teil) ergänzen einander, wobei überflüssige Wiederholungen vermieden werden. Die Entscheidung, mit der Aufklärung eine Zäsur zu setzen, ist völlig berechtigt und wird auch in der Einführung begründet. Die einzelnen Analysen besitzen hohen informativen Wert. An dieser Stelle sei besonders auf einen Abschnitt hingewiesen, und zwar auf eine kurze Besprechung der von Martin Buber und Franz Rosenzweig angefertigten Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche (S. 79-83). Auch wenn diese Übersetzung

keine breite Resonanz im gesamten deutschsprachigen Raum gefunden hat, ist sie nicht nur für Theologen, sondern auch (und gerade) für Literaturwissenschaftler von besonderem Wert – und zwar nicht nur das unmittelbare Translat, der deutsche Text, sondern auch eine ganze Reihe von Beiträgen, in welchen Buber und Rosenzweig ihre übersetzerische Strategie erläutern. Man kann nur bedauern, dass man sich im Rahmen des Projektes nicht dazu entschlossen hat, der Problematik der Übersetzungen von biblischen Texten ins Deutsche einen eigenen Beitrag zu widmen. Damit wäre die Möglichkeit gegeben, auch die Arbeit Martin Luthers einem kritischen Urteil zu unterziehen. Dass die Sprache seiner Übersetzung zum Fundament des Hochdeutschen wurde, ändert nichts an der Tatsache, dass es eher fragwürdig ist, ihn als „ein translatorisches Genie“ (S. 34) zu bezeichnen (dass dieser Zweifel begründet ist, zeigt sehr deutlich sogar Luthers eigener *Sendbrief vom Dolmetschen*). Da durchaus zu erwarten ist, dass der Band auf großes Interesse stoßen wird, vor allem unter Studierenden, scheint es einer Überlegung wert, ob es nicht möglich wäre, die Beiträge um umfangreichere Zitate auch im deutschen Original zu ergänzen oder sogar ein Lesebuch in Form eines Begleitbandes zusammenzustellen. Da die gesamte Arbeit mit Sicherheit vielen Lesern als Lehrbuch dienen wird, würde eine zweite Auflage auch Gelegenheit dazu bieten, die eine oder andere Korrektur vorzunehmen (die Übersetzung Wulfilas wurde nicht mit Hilfe von Runen (S. 21), sondern mit der von Wulfila selbst nach dem Vorbild vor allem der griechischen Lettern erfundenen gotischen Schrift niedergeschrieben; die blaue Blume symbolisiert nicht die Erkenntnis (S. 224) sondern die wahre, echte Poesie, die ro-

mentische Sehnsucht nach der All-Einheit der Welt) oder vielleicht manche weniger geglückte Formulierungen zu vermeiden. Neben dem schon erwähnten informativen Wert erfüllen die einzelnen Beiträge eine weitere wichtige Aufgabe, nämlich den Leser aufzufordern, sein eigenes Verständnis der Texte einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Dies ist umso wertvoller, als wir es nicht nur mit einem klar definierbaren literaturtheoretischen, literaturhistorischen und theologischen Wissen zu tun haben (obwohl dies auch der Fall ist), sondern oftmals auch eine Sphäre berührt wird, die von persönlichem Fühlen und Erleben geprägt ist – was sowohl die literarischen Texte und ihre Autoren als auch Leser und Forscher betrifft. Wie sich bei der Lektüre der einzelnen Beiträge herausstellt, ist es nicht möglich, allein den Buchstaben des biblischen Textes als Beziehungspunkt zu betrachten. Manchmal kann man sogar fragen, ob sich die Analysen nicht allzu weit vom biblischen Text entfernen und eher das Phänomen der Religion bzw. Religiosität untersuchen. Manche der aufgestellten Thesen bieten sicherlich Diskussionsbedarf. Ob sich Lessings *Nathan der Weise* als Manifest der Nächstenliebe im Sinne des Neuen Testaments lesen lässt (S. 178-179)? Ob sich Eichendorffs Lyrik mit Hilfe der Theorie des Mythos nach Eliade lesen lässt (S. 234)? Ob man Franz Kafka wirklich als einen

„Künder der frohen Botschaft“ betrachten kann (S. 332)? Ob Brechts Umgang mit dem biblischen Text den Namen einer Reinterpretation verdient und ob er „mit der Bibel“ (und nicht eher „gegen die Bibel“) denkt (S. 361, 368)? Mit diesen Fragen soll die oben erwähnte Dimension des Bandes begründet werden, der sich vor allem als eine Einladung zum Mitdenken, zum Studieren und zum Gespräch versteht. Die Teilnahme an einer solchen Diskussion verlangt dem Leser naturgemäß eine profunde Kenntnis der Bibel mit der ganzen eingangs skizzierten Problematik und der angeführten literarischen Texte ab. Zumindest muss er dazu bereit sein, sich diese Kenntnisse zusätzlich anzueignen, um sich auf die Lektüre vorzubereiten. Auf jeden Fall stellt der gesamte Band eine Herausforderung dar. Und dies kann mit Sicherheit als sein großer Vorteil gelten. Wie die Projektleiterin MARIA KŁAŃSKA betont, bleibt die Bibel – auch wenn man von verschiedenen Formen der Präsenz der Bibel in der deutschsprachigen Literatur sprechen kann, und wenn die Art und Weise dieser Präsenz einem ständigen Wandel unterliegt – der wichtigste Urtext dieser Literatur (S. 85). Dass man nie müde werden soll, an diese Wahrheit zu erinnern und sie zu erforschen – dies aufzuzeigen ist den Autoren des Bandes mit Sicherheit gelungen.

Katarzyna Dzikowska, Poznań

KRYSZTOFIAK, MARIA (ed.) (2010): *Probleme der Übersetzungskultur*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (= *Danziger Beiträge zur Germanistik* 33). 270 S.

Die Vorstellung von der Funktion der künstlerischen Übersetzung sowie von den durch Übersetzer zu bewältigenden Aufgaben unterliegt seit den Anfängen der Translation Studies ständigen Verän-

derungen. Gegenwärtig scheint das Interesse der modernen literaturwissenschaftlich profilierten translatorischen Forschung an dem kulturvermittelnden Potential künstlerischer Übersetzungen verstärkt zuzu-

nehmen. Damit geht auch die Notwendigkeit einer Sensibilisierung der am translatorischen Kulturtransfer Beteiligten (gemeint sind hierbei vornehmlich Übersetzer/Dolmetscher wie auch Verleger, Kritiker, Übersetzungswissenschaftler) für die Problematik der Vermittlung von fremden Kulturbildern einher. Für diesen Zweck ist der Sammelband *Probleme der Übersetzungskultur* bestens geeignet. Die Veröffentlichung knüpft an den ebenfalls von KRYSZTOFIAK herausgegebenen Band *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung* (2008) an, der gewissermaßen translationstheoretische Grundlagen und einen kulturwissenschaftlichen Rahmen für *Probleme der Übersetzungskultur* geschaffen hat. Diesmal handelt es sich vornehmlich um die Herausarbeitung bestimmter Transfermodalitäten von den in künstlerischen Werken enthaltenen fremden Kulturbildern, die es zunächst zu identifizieren, zu entschlüsseln und schließlich gekonnt wiederzugeben gilt. Wie im Vorwort erklärt wird, ist dieser Band als Ergebnis einer internationalen Kooperation von Übersetzungsforschern, Kritikern und Praktikern entstanden, die „ein Netzwerk des Erfahrungsaustausches im Bereich der kulturwissenschaftlich orientierten Translationswissenschaft“ (S. 7) gebildet haben. Das Buch besteht aus neunzehn Beiträgen, die sich nach ihren thematischen Schwerpunkten in übersetzungstheoretische Überlegungen, praktische Fallstudien, translatorische (Werkstatt-)Berichte und Fragen zur medialen Translation einteilen lassen. In dem von der Herausgeberin verfassten Eröffnungsbeitrag, *Vom Übersetzen der Kulturwörter* (S. 9-23), wird dem Problem ihrer Übersetzung nachgegangen. Unter diesem Begriff sind in literarischen Werken sprachlich verschlüsselte, ausgangskulturelle Elemente zu verstehen, die einen

symbolischen Wert besitzen und insbesondere bei Autoren vorkommen, die durch mehrere Sprachen und Kulturen geprägt sind. Die Verfasserin versucht, das Geheimnis von kongenialen überzeitlichen Übersetzungen zu ergründen, in denen wir es mit einer „zeitlich parallelen Gleichwertigkeit von Original und Übersetzung“ (S. 11) zu tun haben, und verweist auf ebenfalls multikulturell erfahrene, bestenfalls zeitgenössisch lebende und selbst literarisch tätige Übersetzer, die für diese Aufgabe besonders prädestiniert scheinen. Um den Übersetzern eine angemessene Identifizierung von Schlüsselwörtern und Weltbildern literarischer Vorlagen einer anderen Kultur zu erleichtern, wird eine übersetzungsrelevante Typologie von Kulturwörtern und -symbolen aufgestellt. Abschließend wird die alleinige Verantwortung des Übersetzers für die Umkodierung des sprachlichen Kodes von fremden Kulturen betont, während seine Dekodierung nach Meinung der Verfasserin den Philologen obliege. Vor diesem Hintergrund analysiert KATARZYNA LUKAS das Werk von Bruno Schulz, *Zwischen Kulturgebundenheit und Individualästhetik: Bruno Schulz in deutschen Übersetzungen* (S. 185-200), und ortet die mit der Übersetzung seiner literarischen Arbeiten zusammenhängenden Schwierigkeiten in der Individualästhetik des Schriftstellers. Wie die Verfasserin betont, gilt dieser multikulturelle und multimediale Künstler (außer der Literatur wird auch sein graphisches und essayistisches Schaffen hervorgehoben) als ein wahrer ‚Geist seiner Epoche‘ und „war in der polnischen, jüdischen und deutschen ethnischen Kultur gleichermaßen beheimatet“ (S. 186), was sein Werk zusätzlich bereicherte und ihm universelle Züge verlieh. Als auszeichnende Merkmale der Schulz’schen

Schreibweise und gleichzeitig als größte translatorische Herausforderungen werden u. a. seine Strategie der „Mythisierung der erzählten Zeit“, die durch den Gebrauch von iterativen Verbformen erzielte Überzeitlichkeit sowie ein scheinbarer Realitätsbezug genannt. RADEGUNDIS STOLZE, Anhängerin der hermeneutisch ausgerichteten Translatork, setzt sich mit dem klassischen Thema der Bibelübersetzung auseinander (*Kulturbilder in ihrer Rezeption durch deutsche Bibelübersetzungen*, S. 25-40). Der berühmten Bibel Martin Luthers werden drei alternative programmatische Translationen der Heiligen Schrift gegenübergestellt: die „funktionsorientierte“, 1999 im Insel-Verlag erschienene Neuübersetzung; die frei übertragene, seit 2005 im Internet als „Open-Source-Experiment“ zugängliche jugendsprachliche *Volxbibel* sowie das 2006 abgeschlossene Projekt *Die Bibel in gerechter Sprache*. Mit Hilfe eines intrasprachlichen Vergleichs von ausgewählten neutestamentlichen Versen beschreibt Stolze translatorische Grundsätze, Prioritäten und Strategien der einzelnen Übersetzer(teams), um abschließend zu folgenden Schlussfolgerungen zu gelangen: Fremdkulturelle Bestandteile der biblischen Texte werden in den untersuchten modernen Übersetzungen entweder allegorisch universalisiert, umständlich erklärt oder durch moderne Begriffe ersetzt. Das zuletzt genannte Konzept sei mit einem besonders krassen Beispiel aus der *Volxbibel* veranschaulicht, wo es heißt (Mt. 25, 1): „In der neuen Zeit wird es so abgehen, wie es bei zehn Mädchen war, die nach einem alten Brauch den Macker, der heiratet, von zu Hause abholen sollten. Sie fuhren mit ihren Vespas in sein Dorf, aber nur fünf waren schlau genug, auch ausreichend Benzin mitzunehmen.“ In Extremfällen könnte also sogar von einer Abschaffung der AS-Kultur die Rede sein. Die Autorin

versucht jedoch auch diese Strategie zu verteidigen, indem sie einerseits auf die Notwendigkeit der Loslösung von wörtlichem Transfer verweist und gleichzeitig „Kreativität und Vertrauen in die eigene Sprachfähigkeit“ (S. 36) hervorhebt.

Der in der Reihenfolge dritte Beitrag des Bandes, verfasst von PAWEŁ DOMERACKI, *Übersetzung als Lüge? Eine Auseinandersetzung mit der Sprachphilosophie Thomas Bernhards* (S. 41-53), ist der Sprachphilosophie Bernhards, des gedanklichen Nachfolgers der österreichischen Sprachskeptiker von Mauthner bis Wittgenstein, gewidmet. Aus den philosophischen Grundsätzen des Schriftstellers wird eine Reihe von schwer überwindbaren translatorischen Schwierigkeiten im inhaltlichen, stilistischen und formalen Bereich hergeleitet. Abschließend scheint Domeracki die These nahezulegen, potentielle Übersetzer von Bernhards Werken seien beinahe von vornherein zum Scheitern verurteilt, wenn sie allen ästhetischen Qualitäten seines Schaffens gerecht werden möchten. BRIGITTE SCHULTZE, Mainzer Slawistin und ausgewiesene Kennerin polnischer Dramen von Krasiński bis Gombrowicz, richtet ihr Augenmerk diesmal auf Übersetzungen von Lermontovs *Maskarad* in die polnische, deutsche und tschechische Sprache (*Dramatische, theatrale und kulturspezifische Bedeutungsbildung an Namen, Titulaturen und (pronominaler) Anrede. Untersucht an Übersetzungen des 19. bis 21. Jahrhunderts*, S. 55-74). Der Schwerpunkt ihrer komparatistischen Analyse liegt im übersetzerischen Umgang mit sprechenden Namen sowie mit Titulaturen und wechselnden Anreden. Am aufschlussreichsten erscheinen die beiden polnischen *Maskarad*- Fassungen, in denen Schultze zahlreiche Auslassungen, Änderungen und Missdeutungen in

den untersuchten Bereichen aufdeckt. Die übersetzerische Fehlleistung lässt sich nach Meinung der Verfasserin nicht allein aus Sprachenpaarasymmetrien erklären, es dürfte sich dabei vielmehr um mangelnde translatorische wie interpretatorische Kompetenzen der polnischen Übersetzer handeln.

Drei Beiträge des Bandes beziehen sich auf den skandinavischen Raum: MALGORZATA BIEN-LIETZ beschäftigt sich mit polnischen Übersetzungen von Kinder- und Jugendbüchern schwedischer und norwegischer Autoren (*Gewollter Kulturtransfer. Neueste schwedische und norwegische Kinderbücher auf Polnisch*, S. 85-96). In ihren Ausführungen erörtert sie Fragen und Strategien eines erfolgreichen und bereichernden ausgangskulturellen Transfers für junge polnische Rezipienten. Der schwedische Literaturübersetzer ANDERS BODEGÅRD, *Drei Übersetzerblicke* (S. 97-105), und sein dänischer Kollege PER ØHRGAARD, „*Die Blechtrommel*“ *fünfzig Jahre danach. Ein persönlicher Bericht* (S. 107-118), beschreiben die aus ihrer eigenen translatorischen Arbeit hervorgegangenen Erfahrungen und Reflexionen. In der Wisława Szymborska und Ryszard Kapuściński gewidmeten Skizze entdeckt der schwedische Autor „die Sparsamkeit der Worte“ als eine Schlüsselkategorie für die angemessene Übersetzung von Texten der beiden genannten polnischen Wortkünstler. ØHRGAARD, erfahrener Grass-Übersetzer ins Dänische, berichtet ausführlich über seine Arbeit an einer Neuübersetzung der *Blechtrommel* und geht dabei auf die aus der Rezeptionsgeschichte und aus Kulturspezifika des Werkes resultierenden translatorischen Schwierigkeiten (wie beispielsweise dem Umgang mit Dialekt und Fachwissen in Bezug auf Steinmetzwerkzeuge, die Kenntnis des Ablaufs einer katholischen

Messe) ein. Zum Schluss weist der Übersetzer auf einen seiner Meinung nach zur Entstehung einer gelungenen literarischen Übersetzung erforderlichen ‚Faktor‘ hin: einen Gegenleser und ersten Kritiker (einen Schriftsteller, aufmerksamen Lektor, zuverlässigen Freund), von dem sich der von Zweifeln und Unsicherheit geplagte Translator noch vor der Veröffentlichung des Zietextes beraten lassen kann.

Der Beitrag von RAINER KOHLMAYER, *Die französische Alexandrinerkomödie als Übersetzungsproblem. Am Beispiel englischer und deutscher Versübersetzungen* (S. 145-161), verbindet Elemente theoretischer Reflexion mit aus der eigenen translatorischen Tätigkeit im Bereich der künstlerischen Übersetzung gewonnenen Erkenntnissen. Ausgehend von einer „rhetorischen Theorie der Übersetzung“ formuliert er – entgegen der in Deutschland oft vertretenen Meinung – seine gattungspoetische These über die Möglichkeit der Wiedergabe des französischen Alexandriners im Deutschen unter Beibehaltung der Versform. Seine Ausführungen finden ihre Bestätigung in der Analyse einer englischen und einer deutschen Fassung von Molières *L'école des femmes* und werden zusätzlich durch seine eigene Übersetzung dieses Werkes untermauert. Dem von EWA MAKARCZYK-SCHUSTER und KARLHEINZ SCHUSTER, Witkacy-Übersetzer ins Deutsche, verfassten Artikel liegen ebenfalls praktische Erfahrungen im Umgang mit literarischen Texten zugrunde, denn es handelt sich um die Übersetzung von Werktiteln und Figurennamen, erörtert an deutschsprachigen Fassungen von Beispielwerken aus der neuesten polnischen Literatur (*Übersetzung von Werktiteln und Figurennamen*, S. 243-253). Wie die Autoren zeigen, spielt bei der Formulierung des Zietext-Titels eine Reihe von Faktoren

mit, von denen sprachlich-stilistische und kulturgeschichtliche Fragen in erster Linie zu nennen sind. Es wird aber nicht verschwiegen, dass in vielen Fällen insbesondere verkaufsstrategische Gründe über die Formulierung des Titels entscheiden. ŁUKASZ NECA, ein weiterer Koautor des erwähnten Artikels, ist für dessen zweiten Teil verantwortlich und untersucht darin die Übertragung von operativen Ausdrücken (Werbeslogans) aus dem Deutschen ins Polnische. Ähnlich wie bei Werktiteln sind auch in Bezug auf diesen Texttyp nicht nur ästhetische Aspekte oder etwa Äquivalenzbeziehungen ausschlaggebend, sondern vielmehr außersprachliche Faktoren, zu denen vordergründig jeweils beabsichtigte Marketingmaßnahmen zählen.

Drei weitere Beiträge des Bandes lassen sich als Fallstudien klassifizieren, die sich jeweils mit Übersetzungen von Kulturphänomenen in einem bestimmten literarischen Werk auseinandersetzen. MONIKA MYSAKOWSKA hat das autobiographische Werk von Günter Grass zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht (*Die Kulturbilder im autobiographischen Werk „Beim Häuten der Zwiebel“ von Günter Grass – den translatorischen Lösungen auf der Spur*, S. 119-128). Ihrer Übersetzungsanalyse werden Überlegungen zu dem für Autobiographien kennzeichnenden Spannungsverhältnis zwischen Wahrheit und Fiktion vorangestellt, das sich bei Grass als „eine private und kollektive Geschichte“ (S. 121) manifestiert. Bei der Analyse der Übersetzung von Sławomir Błaut konzentriert sie sich auf Beispiele, in denen auf eine Direktübernahme fremdkultureller Elemente zugunsten der Analogie bzw. Lehnübersetzung verzichtet wird. Anschließend wird auch eine weitere Teilübersetzung derselben Vorlage herangezogen und Błauts Fas-

sung gegenübergestellt. Aus dem kontrastiven intrasprachlichen Vergleich wird das Fazit gezogen, „dass bei der Übersetzung von Kulturbildern und Realien nicht so sehr die Sprachkompetenz des Übersetzers, sondern seine translatorische Sensibilität und Übersetzungskultur auf dem Prüfstein stehen“ (S. 127). Der Beitrag von ANNA FIMIĄK-CHWIŁKOWSKA erweitert die Problematik des Bandes um den translatorischen Umgang mit dem im Originalwerk enthaltenen Fremdbild eines ‚Drittlandes‘ am Beispiel des in Italien spielenden Romans *Katar* von Stanisław Lem (*Übersetzen der fremden und eigenen Kulturbilder. Der Roman „Katar“ von Stanisław Lem in deutscher Übersetzung von Klaus Staemmler*, S. 223-233). Im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses von MAŁGORZATA WEGLARSKA stehen Thomas Manns Rundfunkansprachen *Deutsche Hörer!*, in denen der Verfasser vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges das Deutschtum und Bestandteile der deutschen Kultur (re)definiert (*Das übersetzte Kulturverständnis Thomas Manns. Die Rundfunkansprachen „Deutsche Hörer!“*, S. 201-211). In den untersuchten polnischen Übersetzungen erweisen sich insbesondere Begriffe wie ‚Innerlichkeit‘, ‚Geist‘ und ‚Vaterland‘ als problematisch, deren Bedeutungen in der deutschen Geschichte mehrmals einem Wandel unterlagen. In seinem ausführlich betitelten Beitrag (*Kulturbilder und ästhetische Verarbeitung des Französischen in den letzten Romanen Milan Kunderas und ihre Wiedergabe im Polnischen, Tschechischen und Deutschen: der Versuch einer kultursemantischen und diskursanalytischen Funktionsbestimmung der interlingualen Invarianz/Varianz*, S. 129-143) nimmt sich PETER KOSTA vor, eine semantische Geste im Hinblick auf ihren

nonverbal kodierten Sinn zu untersuchen. Aus seiner eingehenden Analyse folgt, dass die Körpersprache genauso wie das Gesagte eine Quelle von interpretatorischen wie translatorischen Fehlern darstellen kann.

ULRIKE JEKUTSCH beschreibt die kulturvermittelnde Tätigkeit von Christian Gottlieb Steiner, der in den 1780er Jahren Herausgeber der Zeitschrift *Polnische Bibliothek* und Autor von darin veröffentlichten Übersetzungen und Rezensionen polnischer Literatur war („Achtenswerte Geistesfrüchte Polens“. *C.G. Steiners Präsentation polnischer Literatur der Aufklärung in Übersetzung und Rezension*, S. 163-184). Dabei handelte es sich nicht nur um die „polnischsprachige, sondern auch die im Königreich Polen [...] entstandene Poesie und Gelehrsamkeit“ (S. 171). Die Verfasserin rekonstruiert sowohl das Bild der polnischen Kultur, das aus Steiners Arbeiten hervorgeht, als auch seine persönliche Übersetzungsstrategie und ferner die translatorische Konzeption der Zeitschrift im Kontext der aufklärerischen Übersetzungstheorie. MARKUS EBERHARTER skizziert *Das Bild des österreichischen Wirtshauses in polnischen Übersetzungen* (S. 213-222) und versucht Konnotationen, die der in literarischen Werken (z.B. von Thomas Bernhard oder Ingeborg Bachmann) verwendete Begriff ‚Wirtshaus‘ bei den Österreichern evoziert, mit der Wirkung seiner polnischen Äquivalente („gospoda“, „oberża“, „zajazd“) zu vergleichen. Statt eines Fazits schließt er seinen Beitrag mit einer Reihe von weiterführenden Fragen ab, bezogen auf die erwähnte Thematik: „Welche Österreich-Bilder werden durch Übersetzungen geschaffen, und wie unterscheidet sich diese Außenperspektive von der österreichischen Sichtweise?“ (S. 222) In diesem Zusammenhang sei er-

gänzend ein anderer fester Bestandteil der österreichischen Kultur erwähnt: das Wiener Kaffeehaus, für den auf der begrifflichen Ebene zwar das wörtliche polnische Äquivalent ‚kawiarnia‘ durchaus stehen könnte, das allerdings die kulturelle und gesellschaftliche Funktion von Wiener Kaffeehäusern nicht im Geringsten zu erhellen vermag, so dass eine umfassende Aufklärung unumgänglich erscheint, beispielsweise in Form eines Verweises auf den von STEFAN H. KASZYŃSKI (2004) edierten, aus Übersetzungen österreichischer Aufsätze und literarischer Proben bestehenden Band *Opowieści Wiedeńskiej Kawiarni* [Geschichten des Wiener Kaffeehauses].

Da sich die translatorische Problematik nicht nur auf schriftsprachliche Kunstwerke bezieht, werden auch Fragen der audiovisuellen Translation behandelt. Im Fokus des Interesses von MAŁGORZATA KORYCIŃSKA-WEGNER steht der Film *Der Rote Kakadu* von Dominik Graf (*Das Unfassbare fassen. Kulturbilder als sinnkonstituierende Einheit bei der Filmübersetzung*, S. 75-84). Die Autorin versucht das darin enthaltene Kulturbild als sinnkonstituierende Einheit und übersetzungsrelevante Kategorie für die Erarbeitung einzelner translatorischer Lösungen darzustellen. BIANCA BICAN berichtet über ihr experimentelles Projekt, die in Werktiteln von Paul Celan enthaltenen Metaphern intermedial zu übersetzen, d.h. sie in Form von Zeichnungen zu interpretieren (*Intermediale Übersetzung von Metaphern am Beispiel Paul Celan*, S. 235-241). Die auf diese Weise entstandenen Kulturbilder weisen eine doppelte Verankerung auf: einerseits als die im dichterischen Werk verschlüsselten Inhalte, andererseits aber auch als Bilder, die durch diese Metaphern bei den Interpretierenden evoziert werden. Der Band

wird abgerundet mit Erinnerungen, Erlebnissen und Anekdoten aus dem Leben eines Praktikers: WOLFGANG PAILER beschreibt seinen Dolmetschdienst bei der deutschen Botschaft in Polen (*Dolmetschen für Präsidenten, Kanzler und Minister – aus über 30 Jahren Berufserfahrung* (Oktober 2009), S. 255-266). Als Sprachmittler des Auswärtigen Amtes konnte er während seiner diplomatischen Laufbahn zahlreiche politische, kulturelle und sogar sportliche Ereignisse der neuesten Geschichte miterleben und die wichtigsten zeitgenössischen Politiker persönlich treffen. Seine Ausführungen enthalten praktische Tipps für angehende Übersetzer und eigene Reflexionen zur Behandlung und Wahrnehmung von Dolmetschern in Polen und Deutschland.

Aus den einzelnen Beiträgen des Bandes geht eindeutig hervor, dass die Kulturkompetenz und das Einfühlungsvermögen des Übersetzers sowie seine sprachliche und ästhetische Kreativität als Voraussetzungen für den erfolgreichen Kulturtransfer bzw. die sprachliche Rekonstruktion der in Originaltexten verschlüsselten Kulturbilder gelten, somit avanciert der Übersetzer zu einer der zentralen Einflussgrößen im Prozess der literarischen Übersetzung. Daher nimmt es nicht weiter wunder, dass seine translatorische Leistung und die an ihn gestellten Anforderungen in fast allen Beiträgen des Bandes zur Sprache gebracht werden. Während manche Autoren an der translatorischen Leistung des Übersetzers einiges auszu-

setzen haben (Schultze, Kosta) oder gar an der Übersetzbarkeit bestimmter Werke zweifeln (Domeracki), konstatieren andere mit Bedauern, dass die übersetzerische Arbeit nach wie vor meistens unterschätzt wird (Krysztofiak, Pailer) und den Übersetzern selbst bei herausragenden Leistungen nicht nur der „Zugang zur eigenen Sprachgeschichte“ (S. 13), sondern auch die gebührende Anerkennung ihrer Bemühungen verweigert wird. Andererseits werden aber stellenweise gelungene oder mutige und innovative translatorische Lösungen hervorgehoben (z. B. bei Stolze, Węglarska, Fimiak-Chwilkowska). Der Sammelband *Probleme der Übersetzungskultur* erweist sich einerseits als anregend und weiterführend für Literaturübersetzer und ganz allgemein für die Übersetzerausbildung, andererseits liefert er auch wegweisende Hinweise und Erkenntnisse für Übersetzungsforscher sowie für Literatur- und Kulturwissenschaftler. Und nicht zuletzt leistet die Veröffentlichung einen wichtigen Beitrag zur besseren kulturübergreifenden Verständigung zwischen europäischen Völkern.

Literatur

KASZYŃSKI, STEFAN H. (ed.) (2004): *Opowieści kawiarni wiedeńskiej*. [Geschichten des Wiener Kaffeehauses]. Poznań.

KRYSZTOFIAK, MARIA (ed.) (2008): *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a. (= *Posener Beiträge zur Germanistik* 19).

Małgorzata Jokiel, Opole

KUNICKI, WOJCIECH / ZYBURA, MAREK (eds.) (2011): *Germanistik in Polen. Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik. 18 Porträts*. Osnabrück: fibre (=Studia Brandtiana 3). 400 S.

Nun liegt es endlich vor, das „Germanistenbuch“ (wie es im germanistischen Milieu schon jetzt genannt wird), das bereits vor seinem Erscheinen für so viel Spekulation und Munkerei gesorgt hat. Der Grund für diese verstärkte Aufmerksamkeit liegt in der Konzeption des Bandes: Inmitten einer Phase zunehmender Beschäftigung der polnischen Germanistik mit ihrer eigenen Fachgeschichte – auch *Convivium* widmete dieser bereits einige Beiträge und das Schwerpunktthema 2009 – greift dieser Band das Thema mit einer bisher nicht gekannten Gründlichkeit und Datenfülle auf und verabschiedet nebenher auch noch die häufig vorherrschende Tendenz zu Selbstlob und diskretem Übergehen heikler Fragen. Konzentrierte sich die Fachgeschichte bisher auf Institutsbibliographien und -geschichten sowie ehrende Würdigungen bedeutender Wissenschaftler, die vorrangig in Institutszeitschriften und Festschriften mit vorgegebenen Loyalitätsmustern erschienen, so liegt hier erstmals ein Buch vor, das sich systematisch der polnischen Germanistik insgesamt und nicht nur aus der Perspektive eines einzelnen Instituts widmet. Dies befreit die Herausgeber von den Beschränkungen und Rücksichten einer nur lokalen Perspektive und ermöglicht ihnen wissenschaftliche, notfalls auch kritische Distanz. Im Ergebnis werden die fachlichen Leistungen polnischer Germanisten nicht mehr nur einfach aufgeführt, sondern auch kontextualisiert und kritisch abgeglichen mit dem für das jeweilige Thema zur jeweiligen Zeit herrschenden internationalen Forschungsstand. Ori-

ginalität und Epigonalität, Stärken wie Schwächen werden dadurch in bisher nicht gekannter Klarheit benennbar. Dieser Mut zur Selbstkritik kommt der polnischen Germanistik letztlich sehr zugute: Im Ergebnis erweist sie sich im Zuge dieser Abgleichung als eine der tatsächlich produktivsten, interessantesten und bedeutendsten Germanistiken der Welt.

Dabei werden die besonderen, oftmals hemmenden Rahmenbedingungen, unter denen die polnische Germanistik im „kurzen 20. Jahrhundert“ (1914/18-1989/90) mit seinen zwei Weltkriegen, deutscher Okkupation, nationalsozialistischen Verbrechen und kommunistischer Herrschaft funktionieren musste, nicht übersehen, sondern gezielt berücksichtigt. Zu den dadurch bedingten gravierenden Einschnitten gehören die Ermordung Zygmunt Łempickis 1943 im Vernichtungslager Auschwitz (S. 61) ebenso wie die illegale Lehrtätigkeit etwa Jan Bergers (S. 123), Arno Wills (S. 194), Ryszard Ligacz' (S. 155), Elida Maria Szarotas (S. 178) und vieler anderer im Bildungssystem des polnischen Untergrunds während der nationalsozialistischen Okkupation Polens, aber dann auch der Druck der kommunistischen Herrschaft, die in fast allen hier vorgestellten Biographien ihre Spuren hinterließ – wenn auch selten so drastisch wie im Falle des international renommierten Herder-Forschers Emil Adler, der im Zuge der von der Partei in Form einer „antizionistischen Kampagne“ geförderten antisemitischen Welle von 1968 Polen für immer verlassen musste (S. 211f.). Manche Leistung wird

vor diesen oft erschreckenden Hintergründen umso bewundernswürdiger, manche auf den ersten Blick unscheinbare Tätigkeit – etwa die von Olga Dobijanka-Witczakowa über viele Jahre hinweg selbstlos auf sich genommene weitere Pflege der germanistischen Bibliothek nach der schrittweisen Einstellung des Lehrbetriebs des Instituts für Germanische Philologie in Krakau seit 1949 (S. 324) – erweist sich unter dieser Perspektive als aufopferungsvolles Beharren unter oft schwierigsten Umständen. Dieses Buch öffnet den Blick für solche Arbeitsbedingungen von Wissenschaft und lehrt alle, die solche Umstände selbst nicht erleben mussten, Verständnis und Respekt – gerade weil die Herausgeber vor den mit diesen „schwierigsten Umständen“ verknüpften und bisher gerne ausgeblendet heiklen Fragen wie der nach der Verstrickung einzelner Wissenschaftler in Geheimdienst- und Spitzeltätigkeiten nicht zurückschrecken. Recherchen in den Archiven des Instytut Pamięci Narodowej, des Instituts für das Nationale Gedenken, zeigen, dass die „These, die polnische Germanistik wäre als Nischenwissenschaft und internationales Aushängeschild des Regimes immun gegen die geheimpolizeiliche Durchdringung und Vereinnahmung gewesen, jetzt als irrtümlich bezeichnet werden muss“ (Vorwort, S. 11). Die Belastungen des Systems lassen sich nicht darstellen, Opfer nicht erklären, wenn nicht zugleich Kritik geübt, ihre Kollegen schädigende Profiteure des Systems wie der für den Geheimdienst spitzelnde Zenon Rudnicki mit in den Blick genommen werden. Dabei geht es nicht primär um „Aufdeckung“ oder „Entlarvung“, sondern um das möglichst präzise Austasten der Existenzbedingungen germanistischer Arbeit, um die Frage nach Behinderungen

und Handlungsmöglichkeiten; was konnte überhaupt gesagt und geschrieben werden? Wie groß waren die Spielräume des Einzelnen? Dass die politische Überzeugung allein, wie also jemand zu den Ideen des Kommunismus stand, dabei noch keinen Rückschluss auf sein menschliches und kollegiales Verhalten zulässt, zeigt der durchaus tragische Fall des wissenschaftlich herausragenden, menschlich integren Tadeusz Namowicz, der als inhaltlich überzeugtes Parteimitglied in Konflikt mit der Partei geriet, weil er deren harten Umgang mit Kritikern und Anhängern der *Solidarność* nicht unterstützte und schließlich aus der Partei ausgeschlossen wurde (worunter er lange litt). Eine Professur konnte er erst im Jahr der „Wende“ 1989 erlangen (S. 371f.), während umgekehrt ein Michał Cieśla aufgrund politischer Opportunität 1972 eine Professur erhalten konnte, ohne sich überhaupt habilitiert zu haben (S. 235). Die hier berichteten Lebensläufe sind durchgehend geprägt von den Wirren des Jahrhunderts, der Beitrag über Jan Piprek kann geradezu als Studie über das „Drama eines gescheiterten Wissenschaftlers“ (S. 63) unter den Bedingungen „der spannungsvollen Lage der polnischen Germanistik im 20. Jahrhundert“ (S. 63) angelegt werden; nicht nur seine „Lebensgeschichte liest sich heute wie ein Roman“ (S. 265).

Die unter solchen Umständen erbrachten wissenschaftlichen Leistungen wiegen, wenn sie (wie im Falle Namowicz', aber natürlich auch Dobijanka-Witczakowas und vieler anderer) der fachlichen Kritik standhalten, umso mehr. Das Buch ist so angelegt, dass einerseits die fachliche Bewertung der Publikationen der dargestellten Wissenschaftler allein und ausschließlich vor dem Hintergrund des damaligen Forschungsstandes erfolgt, die

Bewertung ihrer wissenschaftlichen Arbeit also nicht durch „Nebenaspekte“ beeinträchtigt wird, dass andererseits aber diese „Nebenaspekte“, all die oft bedrückenden politischen Rahmenbedingungen, dennoch sehr wohl mitbenannt werden. Die vorgestellten wissenschaftlichen Leistungen werden so auch in das Koordinatennetz der jeweils herrschenden Zwänge und Freiheiten eingebunden, ohne auf diese reduziert zu werden; in einigen Fällen ist dies schon deshalb nötig, weil äußerer Druck oder Opportunismus Auswirkung auf die Wissenschaft selbst haben konnte, in anderen Fällen Wissenschaft ihre Kontur gerade in der Verweigerung des verlangten Sich-Anpassens gewann. Auf dieses Weise fungiert das Buch auch als ein Lehrbuch über das von Fall zu Fall unterschiedliche Überleben von Intellektuellen unter dem Druck der Totalitarismen; die einzelnen Biographien sind exemplarisch für viele menschliche Schicksale des 20. Jhd.s insgesamt – und für das Überleben des Geistes in geistfeindlicher Zeit. Es ist deshalb nicht nur für Germanisten von Interesse (eine Parallel-Rezension in der Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung wird sich ihm unter diesem allgemeineren Aspekt widmen) –, aber natürlich lesen Germanisten, insbesondere polnische und mit der polnischen Germanistik verbundene Germanisten, es mit erhöhtem Interesse.

Dabei ist dieses Buch kein in sich geschlossener Monolith, sondern ‚nur‘ ein klug konzeptioniertes Sammelwerk mit durchaus verschiedenartig an ihr Thema herangehenden Beiträgen. Eine umfassende Fachgeschichte der polnischen Germanistik ist ja zurzeit, oder, besser: war bis zur Vorlage dieses Bandes unausführbar aufgrund mangelnder Vorarbeiten, vieler fehlender Informationen,

aber auch wegen der heiklen Frage, wie mit den Einwirkungen der Politik auf die Tätigkeit bedeutender Germanisten umgegangen werden soll. Auch dieser Sammelband ist noch keine umfassende Fachgeschichte, will eine solche auch gar nicht sein, und doch stellt er einen unverzichtbaren ersten Schritt in Richtung einer solchen dar – wegen der in ihm erstmals in diesem Umfang vereinten Informationen, aber auch wegen des Muts, mit dem die Herausgeber und einige Beiträger unangenehme Fragen angehen. In sachlicher wie in methodischer Hinsicht wird dieses Buch für jede weitere Erforschung der Fachgeschichte der polnischen Germanistik eine nicht mehr hintergehbare Vorgabe sein.

Dabei setzt es sich eigentlich ‚nur‘ aus 18 Porträts bereits verstorbener bedeutender polnischer Germanistinnen und Germanisten zusammen, chronologisch geordnet nach ihrem Geburtsjahr: Spiridion Wukadinović (1870-1938, dargestellt von Maria Kłańska), Zygmunt Łempicki (1886-1943, verfasst von Karol Sauerland), Jan Piprek (1887-1970, Krzysztof Źarski), Zdzisław Źygulski (1888-1975, Wojciech Kunicki), Jan Berger (1889-1975, Jerzy Kałużny), Zofia Ciechanowska (1896-1972, Katarzyna Sadkowska), Ryszard Ligacz (1903-1982, Wojciech Kunicki), Elida Maria Szarota (1904-1999, Karol Sauerland), Arno Will (1905-1983, Wojciech Kunicki), Emil Adler (1906-1997, Marta Kopij), Michał Cieśla (1907-1997, Karol Sauerland), Maria Kofta (1914-1992, Joanna Smereka), Jan Chodera (1915-1975, Jerzy Kałużny), Wilhelm Szewczyk (1916-1991, Wojciech Kunicki), Mieczysław Urbanowicz (1920-1970, Wojciech Kunicki), Olga Dobijanka-Witzakowa (1921-2006, Maria Kłańska), Marian Szyrocki (1928-1992, Marek Zybur),

Tadeusz Namowicz (1938-2003, Maria Kłańska). Die Auswahl beschränkt sich auf den Bereich der Literaturwissenschaft und beansprucht Repräsentativität, aber nicht Vollständigkeit. Es handelt sich nicht um ein Lexikon, wenn auch die Herausgeber um eine einheitliche Gestalt und inhaltliche Gliederung der Beiträge bemüht waren, was dem Band einen durchaus mit Nachschlagewerken vergleichbaren Charakter verleiht: Alle Beiträge beinhalten, unterschiedlich stark ineinander integriert, die Lebensläufe, eine kritische Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen und eine Darstellung der didaktischen und administrativen Aufgaben und Tätigkeiten – immerhin war ein großer Teil der hier Porträtierten wesentlich am Aufbau der germanistischen Institute und Einrichtungen Polens beteiligt; der dadurch ermöglichte institutionengeschichtliche Blick auf die polnische Germanistik verleiht dem Buch zusätzliche fachgeschichtliche Brisanz: Germanistik in Polen musste nach 1945 ja nicht nur – wie alle anderen Fächer – unter dem mehrfachen Druck der Kriegsfolgen und der kommunistischen Herrschaft wieder aufgebaut werden, sie widmete sich – anders als andere Fächer – inhaltlich ausgerechnet dem Besatzer und Feind von gestern, dessen Spuren noch überall schmerzlich sichtbar waren. Wie viel Germanistik und zu welchem Zweck sich das kommunistische Regime überhaupt leisten wollte, spiegelt sich in den oft schwierigen Arbeitsbedingungen wider. So wurde nach dem Tod Adam Kleczkowskis (1949) die germanistische Lehrtätigkeit in Krakau (wie 1953 auch in Warschau und in Lodz) eingestellt. Die Germanistik in Breslau sollte legitimatorische Arbeit in den „wiedergewonnenen Gebieten“ leisten und gegen die Vorkriegstendenzen der deutschen

Germanistik nun auch im deutschen Fach selbst den polnischen Geschichts- und Kulturanteil in Schlesien herausarbeiten, die Germanistik in Posen sollte in nicht zufälliger räumlicher Nähe zum „Westinstitut“ (Instytut Zachodni) der Kaderschulung dienen. Nicht umsonst wurde Maria Kofta nach der Schließung der Warschauer Germanistik nach Posen gesandt und als Parteiaktivistin „von oben der Universität Posen aufgedrängt“ (S. 254). „Man sollte nicht so sehr [...] germanistisch geschulte Philologen produzieren, als vielmehr fachkundige Funktionäre ausbilden, die man effektiv im ideologischen Kampf der Systeme verwenden könnte.“ (KASZYŃSKI 1998:39f.) Doch Menschen sind nicht so einfach planbar, wie die Behörden es sich wünschen – auch die polnische Germanistik entwickelte sich entgegen solchen Vorgaben – und in steter spannungsreicher Auseinandersetzung mit diesen – wie auch in Polen insgesamt „recht früh die ideologischen Fächer aufgeweicht und vermindert wurden“ (SAUERLAND 1997:143). Die Auswahl der Wissenschaftler wird nicht explizit begründet, ergibt sich aber aus dem Anspruch der Repräsentativität und dem Ziel „nicht immer nur die wissenschaftlichen Leistungen [...], sondern [...] auch die Organisation des Faches in den einzelnen Instituten sowie die Lehre, resultierend aus den politischen Rahmenbedingungen, in denen sie agierten“ (Vorwort der Hrsg., S. 9), darzustellen. So verteilen sich die hier vorgestellten Personen auf die älteren germanistischen Institute Polens (Krakau, Breslau, Posen, Warschau, Lodz, Lublin), sie stehen für verschiedene Generationen und Erfahrungen, für unterschiedliche Verhaltensweisen dem Kommunismus gegenüber und für verschiedene wissenschaftliche Richtungen und berufliche

Rezensionen

Profile (bis hin zu dem germanistisch einflussreichen Publizisten Wilhelm Szewczyk). Dass sich aus dieser Sammlung von Einzelporträts tatsächlich ein dichtes Bild der polnischen Germanistik ergibt, verdankt sich der editorischen Arbeit der Herausgeber, die zu einzelnen Beiträgen oft zusätzliche Informationen in den Fußnoten nachgetragen und viele Querverbindungen gelegt haben, die durch das sehr sorgfältige Register aufschlüsselbar sind. Dieses eröffnet die Möglichkeit, den Band quer zu den Beiträgen zu lesen und so auch wichtige Informationen zu nicht in einem eigenen Beitrag behandelten Wissenschaftlern wie etwa Adam Kleczkowski (vgl. zu diesem KŁAŃSKA 2007) oder den Geheimdienstmitarbeiter Zenon Rudnicki zu gewinnen. Überhaupt empfiehlt es sich, beim Lesen immer dann, wenn der Name eines anderen Germanisten erwähnt wird, über dieses Register auch dessen Erwähnungen im Buch zu verfolgen – dadurch ergibt sich ein dichtes Informationsgefüge, das über die vielen Hin- und Herweise und die dadurch offensichtlich werdenden wechselseitigen Verschränkungen der hier behandelten Wissenschaftler die bisher nicht geschriebene Geschichte der polnischen Germanistik bereits in nuce enthält, und zwar bis hinab auf die Ebene von Berufungen und Versetzungen, ja der Zusammensetzung der Kommissionen überregionaler Promotions- und Habilitationsverfahren und dem gutachterlichen Verhalten der beteiligten Wissenschaftler. Das Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Integrität, kollegialer Verpflichtung und politischer Vorgabe, in dem die Beteiligten operieren mussten, wird bis in manche Details hinein rekonstruierbar, ganze Institutsgeschichten und das komplizierte Wechselspiel miteinander kommunizierender fachpolitischer Ab-

läufe (Karrieren und Verhinderungen, fachpolitische Netzwerkbildung, Lehrer-Schüler-Beziehungen, Mentoratsverhältnisse etc.) lassen sich in bisher nicht gekannter Dichte erschließen.

Auch zeigt sich, setzt man die Beiträge in Bezug zueinander, wie viel die behandelten Wissenschaftler gemeinsam haben. So stammen viele ihrer familiären Herkunft nach selbst aus dem Übergangsbereich zwischen den Kulturen und haben schon deshalb ein besonderes Interesse an jenen ‚schwierigen‘ Grenz- und Zwischenpositionen und -themen, die dem auf Eindeutigkeit angelegten kommunistischen System verdächtig sein mussten; ein erheblicher Teil des widerständigen oder opportunistischen Umgangs mit dem System diente denn auch der Wahrung unterschiedlich großer Inseln der Unangepasstheit. Auffällig ist auch, wie einige Themen sich an verschiedenen Orten als Forschungsgebiete durchsetzten, wie insbesondere der Barock, der mit seiner eigentümlichen ‚Kontinuität der deutschen und polnischen Barockforschung in Breslau vor und nach 1945‘ (S. 8) schulengebend wurde, aber eben nicht nur dort aufgrund der Tatsache genutzt wurde, dass die Beziehungen vieler deutscher Barockschriftsteller mit Polen einen polnisch zentrierten Blick auf eine Hauptepoche deutscher Literatur zuließen (man vergleiche nur die Einträge zu Opitz im Register), der wiederum zumindest partiell anschlussfähig war an die Ideologie der ‚wiedergewonnenen Gebiete‘. Dabei beschäftigte die Barockforschung sich mit einer Zeit, die weit genug entfernt war, um nicht allzu viele ideologische Vorgaben herauszufordern, nebenbei aber auch die lange Zeit oft noch schwierige Beschäftigung mit dem deutschen Kulturerbe in Polen erlaubte (vgl. JOACHIMSTHALER 2007). Weitere überregional wichtige For-

schungsthemen waren die deutsch-polnischen literarischen Beziehungen, die Bilder der Polen in den deutschsprachigen Literaturen und, oft unter besonderer politischer Beobachtung, die damals gegenwärtigen deutschsprachigen Literaturen (vgl. KNEIP / ORŁOWSKI 1988), wobei die Beschäftigung mit der Literatur des im „Kalten Krieg“ neutralen Österreich wiederum weniger streng beäugt wurde und so gewisse Freiräume bot (eine Übersicht bietet OCIEPA 2008).

Doch nicht nur die behandelten Wissenschaftler, sondern auch die Beiträger sind von den Herausgebern unter dem Gesichtspunkt breitangelegter Repräsentativität ausgewählt worden: Vom international bekannten Warschauer und Thorer Emeritus Karol Sauerland über die in der Blüte ihrer wissenschaftlichen Arbeitskraft stehende Krakauer Institutsleiterin Maria Kłańska bis hin zu Habilitanden und eben erst promovierten Doktoren sind alle Generationen, mehrere germanistische Standorte, beide Geschlechter und verschiedene wissenschaftliche Richtungen, Perspektiven und Wahrnehmungen gleichberechtigt vertreten, was der Dominanz nur eines einzigen Blickwinkels die ausgewogene Vielheit der möglichen Betrachtungen entgegensetzt. So betonen etwa Maria Kłańska und Karol Sauerland tendenziell eher die Leistungen der von ihnen behandelten Wissenschaftler, Kłańska unter einfühlsamer Hervorhebung biographischer Schwierigkeiten, Sauerland unter Konzentration vor allem auf die intellektuelle Leistung, während Wojciech Kunicki unter allen Beiträgern die wohl strengsten Maßstäbe in der wissenschaftlichen Beurteilung anlegt und beispielsweise Arno Will vorwirft, dieser habe in seiner 1983 publizierten großen Studie über das Bild der polnischen Frau in der deutschen Literatur die „gender studies“

nicht berücksichtigt (der Begriff „gender studies“ war im Übrigen damals auch in Deutschland so gut wie unbekannt, JUDITH BUTLERS mittlerweile als Begründungsbuch geltender *Gender Trouble* erschien im amerikanischen Original 1990). Doch trotz solcher Strenge gesteht Kunicki Will dann doch zu, dass dessen „Bestandsaufnahme in der polnischen und in der internationalen Germanistik einmalig“ (205) sei – dies zeigt, wie sehr selbst der gestrenge Kunicki mit seiner Neigung zum teilweisen überscharfen Urteil sich letztlich doch der Ausgewogenheit des Urteils verpflichtet fühlt. Kein Beitrag jedoch zeigt sorgfältiges Abwägen besser als der über Marian Szyrocki von Marek Zybura: Gerade indem er Szyrockis Schwächen nicht verheimlicht, kann er seine Stärken klar profilieren, seine „herausragende Leistung [...] des Transfers deutscher Literatur und Kultur nach Polen“ (S. 360) würdigen und ein ausgewogenes Gesamtbild des Wissenschaftlers Szyrocki formulieren: „Seinem Naturell und seiner wissenschaftlichen Begabung lag denn auch die sachliche Information, die Deskription des So-Seins des Literaturprozesses bei weitem näher als die analytisch-interpretatorische Erkundung.“ (S. 355) Die editorische Arbeit Szyrockis wird differenziert beurteilt, der Leser sieht schnell, was an ihr von bleibendem Wert ist (und was nicht).

Die Vielfalt der Beiträger gerade in altersmäßiger Hinsicht ist besonders wichtig, weil bei diesem Thema wie bei keinem anderen ein eklatanter Wahrnehmungsbruch über die Generationsgrenzen hinweg droht: Wer den Kommunismus noch erlebt hat, urteilt zwangsläufig anders als derjenige, der diese Zeit nur aus zweiter Hand rekonstruieren kann. Sowohl eigene Mitbetroffenheit als auch

Nichtbetroffenheit formen die Betrachtung und haben ihre jeweils eigenen Vor- und Nachteile. Sie in ihrer Unterschiedlichkeit durch Offenheit für die Perspektive sowohl der Erlebnisgenerationen als auch der Nachgeborenen miteinander verbunden zu haben, gehört zu den klugen Entscheidungen der Herausgeber – gerade angesichts eines weiteren, sehr grundsätzlichen Problems: Viele der hier behandelten Personen haben noch Bekannte, Freunde und Verwandte unter den Lebenden, die mehr wissen und erzählen können, als sich Büchern und Akten entnehmen lässt. Solche Augenzeugenberichte werden in vielen der Beiträge zitiert – sie bewahren anders nicht zu rettendes Wissen vor dem Vergessen; allein deshalb war es richtig und wichtig, einen solchen Band schon jetzt zu publizieren und nicht erst nach Öffnung der Archive und Nachlässe (vgl. etwa das Problem der Zugänglichkeit des Nachlasses von Wilhelm Szewczyk, S. 305, Anm. 68). Auch haben sich die Herausgeber offensichtlich um Einholung weiterer Informationen und Abklärung der Inhalte mit Zeitzeugen bemüht – so gibt es zum Beitrag über Arno Will eine Anmerkung von Joanna Jabłkowska (S. 209). Einige der Beiträger haben denn auch über Wissenschaftler geschrieben, die sie persönlich gekannt, zu denen sie in einem bestimmten Verhältnis gestanden haben. Sie verheimlichen das – und dies halte ich für sehr wichtig – nicht: Während in den Naturwissenschaften sich längst die Einsicht durchgesetzt hat, dass auch der Beobachter Teil des beobachteten Feldes ist und seinen Standpunkt mitreflektieren muss (HEISENBERG 1973: 35), will er seine Beobachtungen zu gültigen Aussagen steigern, herrscht in den Geistes- und Kulturwissenschaften manchmal noch ein an die positivisti-

schen Naturwissenschaften des 19. Jhd.s angelegtes Verständnis von Objektivität, das den Beobachterstandpunkt zu verbergen nötigt, wiewohl nur dessen Reflexion es erlaubt, bloße Information in ein Verhältnis zu setzen zu den Mitteln, mit denen sie gewonnen wurde. Erst dadurch wird die Information kritisch bewertbar. Was bedeutet es z.B. überhaupt, wenn über einen Wissenschaftler Einträge gefunden werden, aus denen Mitarbeit im Geheimdienst hervorgeht? Bedeutet eine solche Information bei jedem dasselbe? Für einen neutralen Außenbeobachter ohne Kenntnis der Personen und ohne eigene persönliche Betroffenheit über eine solche Entdeckung ergeben sich daraus Fakten, die er mitteilen, deren Bedeutung er aber nicht immer einschätzen kann. Das gleiche gilt, wenn wider Erwarten nichts gefunden wird. Gewiss – aber wie weit – verändert sich dadurch der zu betrachtende Mensch? Solchen Fragen stellen sich vor allem zwei Artikel, der von Wojciech Kunicki über Wilhelm Szewczyk und der von Marek Zybura über Marian Szyrocki. Beide zeigen, in welches Spannungsverhältnis unerwartete nachträgliche Information (oder das Ausbleiben einer solchen) zu persönlich erlebter Geschichte treten kann – ein Spannungsverhältnis, das für den selbst nicht betroffenen Leser als eine Art „Nebeninformation“ selbst Teil der Geschichte ist und deshalb unbedingt mit überliefert werden sollte. Kunicki, der erklärtermaßen unter „Einfluss von Szewczyk“ (S. 306) steht, scheint einer Geheimdiensttätigkeit desselben geradezu nachzuspüren und muss feststellen: „Es ist auch nicht gelungen, irgendeinen Nachweis seiner Agententätigkeit zu finden.“ (S. 295) Die Formulierung „seiner Agententätigkeit“ zeigt, wie sicher sich Kunicki seiner Sache ist – mag man als

etwas distanzierterer Beobachter auch daran zweifeln, ob jemand in der zeitweise sehr elaborierten politischen Position eines Wilhelm Szewczyk für einfache Agententätigkeit überhaupt in Frage gekommen wäre.

Anders als der nach „Beweisen“ suchende Kunicki zeigt Zybura sich von der unerwarteten Entdeckung betroffen und enttäuscht, dass Marian Szyrocki für den polnischen Geheimdienst tätig war. Zybura könnte es bei dieser Information, die früher oder später ohnehin ans Tageslicht gekommen wäre, belassen, doch indem er deutlich macht, wie sehr ihn dies auch selbst trifft, wie wenig dies zu seinem bisherigen, auf persönlicher Bekanntheit beruhenden positiven Bild von Szyrocki passt, das durch solches Wissen ja nicht einfach ausgelöscht wird, ermöglicht er es, dem neuen Wissensstand immer noch das Bild ‚seines‘ geschätzten und bewunderten Szyrocki entgegenzusetzen, ohne dass dieses die neue Einsicht relativieren oder umgekehrt von dieser ganz hinweggefegt werden könnte. Indem er dieses Spannungsverhältnis, das nur aus persönlicher Perspektive kommen kann, im letzten Teil seines Beitrages aufbaut und dann bis zum Schluss konsequent aufrechterhält, macht er, was aus den Akten allein nie herauslesbar wäre, deutlich, dass nämlich Szyrocki nicht auf diese Geheimdiensttätigkeit reduziert werden kann und doch nie mehr ohne das Wissen um sie betrachtet werden kann: „Die unbekannt dunkle Rückseite taucht erst jetzt aus dem Dunkel der Archive auf. Auf der uns zugewandten Vorderseite war er ein charismatischer Mensch, der andere in seinen Bann schlug und faszinierte – nicht zuletzt dadurch, wie er uns als Germanisten zu formen versuchte. Der Umstand, dass Polen und Deutsche [...]

Nachbarn sind [...], verpflichtete ihn [den Germanisten in Polen] zum Dienst an der Vermittlung von Kultur und Geschichte des Nachbarn [...]. Denn umfassendes Wissen sei Voraussetzung für Verstehen, und Verstehen liege aller Sympathie und Freundschaft zugrunde.“ (S. 367) Über den Schmerz hinweg – und nur weil der Schmerz in mutiger Offenheit zugelassen und benannt wird – bleibt der Text ein nachhaltiges Bekenntnis zu dieser pädagogischen Wirkung Szyrockis: Er kritisiert ihn von den von diesem vermittelten Werten aus, verteidigt dessen Werte gegen seine nun erst zu Tage getretene „dunkle Rückseite“. Diese noch in der Enttäuschung von Respekt getragene „Aufdeckung“ bewahrt Szyrockis besseres Erbe vor dessen eigenem Tun und sichert ihm ein nicht mehr **nur**, aber doch nach wie vor **auch** positives Gedenken gerade dadurch, dass die neu enthüllte Wahrheit nicht einfach nur positivistisch vorgetragen oder diskret unter den Tisch gekehrt wird. Beides würde Szyrocki nicht gerecht werden, während er so in seiner komplexen Widersprüchlichkeit als eine Figur erscheint, die die Forschung wohl noch länger beschäftigen wird. Nicht umsonst hat sich Zybura, wiewohl Mitherausgeber, nur auf diesen einen Artikel beschränkt und seiner spannungsgeladenen Darstellung Szyrockis, der man die intensive Arbeit an jeder einzelnen Formulierung anmerkt, damit umso mehr Gewicht verliehen.

Im Spannungsverhältnis zwischen Geschichtsschreibung und Zeugenschaft geht dieser Band einen mutigen, einsamen Weg, auf dem er gleichwohl in bisher nicht gekannter Datenfülle jeder künftigen Geschichte der polnischen Germanistik den Weg in bisher nicht betretenes Gelände ebnet. Nicht nur die

enorme Recherchearbeit, die in ihn eingeflossen ist, nicht nur das reichhaltige Datenmaterial, nicht nur seine kluge Konzeption und die wohlüberlegte, repräsentativ ausgewogene Verschiedenheit der Beiträge wie der behandelten Personen, nein, gerade dieser Mut der Herausgeber, ehrlich den eigenen Beobachterstandpunkt mit zu benennen und dadurch als Autor und Mensch fassbar, angreifbar zu sein, gerade diese seine Angreifbarkeit macht den Band so groß. Ohne ihn wird keine weitere Beschäftigung mit der Geschichte der polnischen Germanistik in glaubhafter Form mehr möglich sein.

Literatur

BUTLER, JUDITH (1990): *Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity*. New York.

HEISENBERG, WERNER (1973): *Physik und Philosophie*. Frankfurt (M.)/Berlin/Wien 1973.

JOACHIMSTHALER, JÜRGEN (2007): *Die Zukunft der Vergangenheit. Die Auseinandersetzung der polnischen Germanistik mit den deutschen Spuren in Polen. Endgültige Fassung*. In: JOACHIMSTHALER, JÜRGEN: *Philologie der Nachbarschaft. Erinnerungskultur, Literatur und Wissenschaft zwischen Deutschland und Polen*. Mit einem Nachwort von Marek Zybura. Würzburg, 13-37.

KASZYŃSKI, STEFAN H. (1998): *Zwischen Umorientierung und Neudefinierung. Zur Lage der polnischen Germanistik nach der Wiedervereinigung Deutschlands*. In: FISCHER, HUBERTUS (ed.): *Ist die Germanistik zeitgenössisch? Vorträge eines deutsch-polnischen Symposiums*. Frankfurt (M.) u. a., 37-49.

KŁAŃSKA, MARIA (2007): *Die Geschichte der Krakauer Germanistik bis 1952*. In: SCHMITZ, WALTER / JOACHIMSTHALER, JÜRGEN (eds.): *Zwischeneuropa / Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation. Akten des Gründungskongresses des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes*. Dresden, 754-767.

KNEIP, HEINZ / ORŁOWSKI, HUBERT (eds.) (1988): *Die Rezeption der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum und die der deutschsprachigen in Polen 1945-1985*. Darmstadt.

OCIEPA, GABRIELA (2008): *Die Konstruktion Österreichs in der polnischen Germanistik*. In: *Convivium*:171-194.

SAUERLAND, KAROL (1997): *Was sich reformieren ließe*. In: *Convivium*:141-148.

WILL, ARNO (1983): *Kobieta polska w wyobraźni społeczeństw niemieckiego obszaru językowego od XIV w. do lat trzydziestych XX w.* [Die polnische Frau in der Vorstellung der Deutschen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert]. Wrocław.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

SZCZEPANIAK, MONIKA (ed.) (2010): *Miłość we współczesnych tekstach kultury. [Liebe in Texten der Gegenwartskultur]*. Bydgoszcz: Wydawnictwo Uniwersytetu Kazimierza Wielkiego. 256 S.

Das Phänomen der Liebe ist über Jahrhunderte hindurch eines der am häufigsten auftretenden Motive in diversen Bereichen der Kultur. Oft wird behauptet, in postindustriellen Gesellschaften sei Liebe unmöglich, unerreichbar

geworden und zugleich wie nie zuvor begehrt. Nach wie vor tritt die Liebesproblematik in verschiedenen Kontexten der Gegenwartskultur stark in Erscheinung. Im vorliegenden Band untersuchen Vertreter der Philosophie, Soziologie, Litera-

tur-, Kultur-, Film- und Sprachwissenschaft in der Tradition des interdisziplinären Austausches die Erscheinungsformen des Motivs der Liebe in gegenwärtigen Texten der Hoch- und Populärkultur. Analysiert werden Konstruktionen des Phänomens der Liebe in europäischen literarischen Texten, polnischen Filmen und Fernsehserien, im medialen Raum, in der Kunst und im theologischen sowie philosophischen Diskurs. Der Band enthält 15 Beiträge polnischer Wissenschaftler und wurde, wie es die Herausgeberin in der Einleitung (S. 7-17) formuliert, als Anregung zur Entwicklung interdisziplinärer ‚love studies‘ konzipiert.

Im ersten Beitrag *Gramatyka miłości. Reaktywacja* [Grammatik der Liebe. Eine Reaktivierung] von JERZY KOCHAN (S. 19-32) werden Ansichten von Karl Marx, Erich Fromm und Donatien Alphonse François de Sade dargelegt. Kochan weist auf Grundgedanken der Reflexionen zum Thema ‚Liebe‘ dieser drei berühmten Denker hin. „Der junge Marx“, so Kochan, betonte eine Tendenz zum materiell orientierten Umgang mit Gefühlen in kapitalistischen Gesellschaften. Fromm beschreibt diverse Formen der Liebe, darunter auch die Liebe zu Gott, die er als Widerspruch des Humanismus betrachtet, was nach Kochan in der polnischen Rezeption Fromms kaum zur Kenntnis genommen wird. Die theoretischen Überlegungen schließt der Autor des Aufsatzes mit der Analyse der von ihm als Ausdruck des extremen Individualismus de Sades diagnostizierten „Nichtliebe“ ab. Den weiteren Teil des Beitrags widmet Kochan der Reflexion über moderne Erscheinungsformen der Liebe anhand der Lektüre von Michel Houellebecq. In seinem Aufsatz *Eros, agape, philia = miłość? Kilka uwag o semantyce pojęcia „miłość“ w encyklice*

papieża Benedykta XVI „Deus caritas est“ [Einige Bemerkungen zur Semantik des Begriffs ‚Liebe‘ in der Enzyklika von Papst Benedikt XVI. „Deus caritas est“] analysiert JACEK SZCZEPANIAK (S. 33-48) in Anlehnung an die kognitive Semantik inhaltlich den Begriff ‚Liebe‘ in der päpstlichen Enzyklika, die die erotische Liebe als archetypisch für ihre anderen Formen einstuft. Den Ausgangspunkt für die Analyse bildet die Auseinandersetzung des Autors mit den ursprünglichen Bedeutungen der Begriffe ‚eros‘, ‚agape‘ und ‚philia‘. Die semantische Untersuchung der theologischen Schrift mündet in eine Reflexion über die Wiedergestaltung des Begriffs ‚Liebe‘. In das semantische Zentrum des Begriffs, so Szczepaniak, wurde das Erotische einbezogen, auch wenn die Liebe zwischen Gott und Menschen gemeint ist. MAŁGORZATA KITA (S. 49-64) richtet ihr Augenmerk auf den polnischen Liebesdiskurs. In ihrem Beitrag *Polska (?) miłość. Język i tekst w dzisiejszym dyskursie miłosnym* [Polnische (?) Liebe. Sprache und Text im zeitgenössischen Liebesdiskurs] untersucht die Autorin die Präsenz des Motivs der Liebe in diversen Bereichen polnischer Kultur. Während sich die sogenannte Hochkultur immer seltener der Liebesproblematik zuwendet, ist Liebe zum Spitzenreiter der im öffentlichen Diskurs und in der Populärkultur behandelten Themen geworden. Die polnische Populärkultur konzentriert sich auf das Thema Liebe in verschiedensten Aspekten dieser Erscheinung, sei es die glückliche Ehe, das Sexualleben, die Elternschaft, seien es Ehebruch oder Scheidung. Dies diagnostiziert die Autorin in den meisten Bereichen des polnischen medialen Lebens und formuliert die These, Liebeserklärungen seien im medialen Diskurs an der Tagesordnung. In

dem Beitrag *Polityka miłości i aktu męskiego w sztuce artystek polskich* [Die Politik der Liebe und des männlichen Aktes im Schaffen polnischer Künstlerinnen] konzentriert sich PAWEŁ LESZKOWICZ (S. 65-79) auf den männlichen Akt im Schaffen der zwei polnischen Künstlerinnen Alina Szapocznikow und Barbara Falender. Leszkowicz erläutert gesellschaftliche, politische und private Umstände, unter denen beide Künstlerinnen ihre nicht selten als höchst kontrovers angesehenen Werke geschaffen haben. In Anlehnung an die Analyse der Kunstwerke von Szapocznikow und Falender sowie psychoanalytische Konzepte von Freud und Kristeva postuliert der Autor das Konzept einer „intimen Demokratie“, die als Grundeinstellung des Individuums und als ein politisches Projekt eine größere Aufgeschlossenheit der Welt und der Kunst gegenüber garantiert. Dabei bezeichnet Leszkowicz Szapocznikow und Falender als wichtige Vorläuferinnen und Vertreterinnen der Kunst im Zeichen der „intimen Demokratie“. AGNIESZKA GAJEWSKA (S. 65-95) setzt sich mit *Miłość w czasach patriarchy. Proza feministyczna wobec konwencji romansu i melodramatu na przykładzie „Bambino“ Ingi Iwasiów i „Piaskowej Góry“ Joanny Bator* [Liebe in der Zeit des Patriarchates. Die feministische Prosa und die Konvention des Liebesromans und Melodramas am Beispiel der Romane *Bambino* von Inga Iwasiów und *Piaskowa Góra* von Joanna Bator] mit zwei polnischen Romanen auseinander, die von ihr als Beispiele feministischer Prosa betrachtet werden. Die eingehende Analyse konzentriert sich auf die Bearbeitung und Umdeutung der für Liebesromane, Familiensagas und allerlei Unterhaltungsliteratur charakteristischen Motive und Themen. Dadurch werden die altbewährten Vor-

stellungen zwischenmenschlicher Beziehungen aus einer politisch-feministischen Perspektive neu hinterfragt. Aus der Konfrontation starrer, narrativer Schemata und einer unreflektierten Denkweise mit aktuellem, historischem, soziologischem und feministischem Wissen ergibt sich ein unkonventionelles Porträt von drei Generationen polnischer Frauen, eine neue Art Liebesroman. Eine ironische Hinterfragung traditioneller Liebesnarrative diagnostiziert TOMASZ ŻURLEW (S. 97-113) in Liebesgedichten der polnischen Nobelpreisträgerin Wisława Szymborska. In seinem Aufsatz *Miłość w świetle poetyki ironii. Przypadek Szymborskiej* [Liebe im Lichte einer Poetik der Ironie. Der Fall Szymborska] untersucht Żurlew die lyrische Vorgehensweise, die es der Dichterin ermöglicht, über Liebe mal bitter, mal nur mit einem Hauch von subtiler Ironie, jedoch immer distanziert zu schreiben. Durch diese distanzierte Haltung demaskiert die Dichterin die Liebe so oft begleitende innere Konflikte und übertriebene Ansprüche und lässt den Leser seine Urteile über Liebe ordnen und verifizieren. Nach Szymborska existiert Liebe nicht per se, sondern sie muss gepflegt werden. MAŁGORZATA BOGUNIA-BOROWSKA (S. 115-136) untersucht in *Dyskursy miłości w kinie polskim lat 1989-2009* [Liebesdiskurse im polnischen Kino der Jahre 1989-2009] Filme, die innerhalb der zwanzig Jahre währenden polnischen Demokratie entstanden sind und bietet eine Typologie der in ihnen auftretenden Liebesdiskurse. Die Autorin unterscheidet drei Kategorien des Diskurses: den Mangel an Liebe, schwierige Beziehungen und die Ideologie der Liebe; anschließend führt sie zahlreiche Beispiele an, wie Regisseure und Drehbuchautoren ihre Helden und die Dynamik der zwischen-

menschlichen Beziehungen konstruieren. Das Bild der Liebe in populären polnischen Filmen behandelt Bogunia-Borowska als gesellschaftlich-kulturelles Konstrukt, das im Kontext gesellschaftlicher und ökonomischer Wandlungen analysiert werden muss. Polnische Filme liefern auch den Stoff für zwei weitere Beiträge. ARKADIUSZ LEWICKI (S. 137-150) interpretiert in *Idealny testosteron dla mojej lejdzi. Miłość w filmach Andrzeja Saramonowicza i Tomasza Koneckiego* [Das ideale Testosteron für meine Lady. Liebe in den Filmen von Andrzej Saramonowicz und Tomasz Konecki] das in zwei polnischen Filmschlagern der letzten Dekade vermittelte Bild der Liebe aus der Perspektive der evolutionären Psychologie. BEATA ŁACIAK (S. 151-167) untersucht in *Miłosne wzory i mity w polskich serialach obyczajowych* [Liebesmuster und -mythen in polnischen Fernsehserien] elf polnische Fernsehserien. Die Autorin konstatiert, dass das Bild der Liebe in populären Seifenopern mit Hilfe von ähnlichen, stereotypen Darstellungsmitteln konstruiert wird und daher eher eindimensional und nicht authentisch wirkt. Polnische Fernsehserien liefern die überaus optimistische Botschaft, Liebe verleihe dem menschlichen Dasein den einzig wahren Sinn und könne jedem begegnen, der sie nur zuliebe. JOANNA DRYNDA (S. 169-182) analysiert das Phänomen der virtuellen Beziehungen, die sowohl in Österreich als auch in Polen in Form von Cyberspace-Lovestorys literarisiert werden. In ihrem Beitrag *W sieci namiętności- namiętność w Sieci. Miłosne spotkania w cyberprzestrzeni w literaturze polskiej i niemieckojęzycznej* [Im Netz der Leidenschaft – die Leidenschaft im Netz. Cyberspace-Liebesbegegnungen in der polnischen und deutschsprachigen Literatur]

untersucht Drynda literarische Beschreibungen der virtuellen Liebe. Dabei thematisiert sie das Problem der Identität und Einsamkeit in der Epoche der ‚cyber love‘ und weist auf den Unterschied in der Perspektivierung des Phänomens von einzelnen polnischen und österreichischen Autoren hin. Deutschsprachige Romane werden auch in den Beiträgen *Miłość obarczona pamięcią. Powieść generacyjna Michaela Zellera Die Reise nach Samosch* („*Podróż do Zamościa*“) [Liebe mit Erinnerung belastet. Der Generationsroman *Die Reise nach Samosch* von Michael Zeller] und „*Miłość według norm austriackich. Dyskurs miłosny w powieściach Elfriede Jelinek* [Liebe nach österreichischen Regeln. Der Liebesdiskurs in Romanen von Elfriede Jelinek] analysiert. Die Autorin des ersten Aufsatzes, ANNA RUTKA (S. 183-197), deutet den Generationsroman Zellers als eine Chronik von Wandlungen einer Kultur der Liebe in der deutschen Gesellschaft. Als theoretische Unterlage verwendet Rutka für ihre Analyse den deutschen Gedächtnisdiskurs. MONIKA SZCZEPANIAK (S. 199-215) bezieht sich in ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema Liebe im Schaffen Jelineks auf den von Roland Barthes unternommenen Versuch, den romantischen Liebesdiskurs zu retten. Szczepaniak deutet das von Jelinek konstruierte Bild der Liebe in der spätkapitalistischen Gesellschaft als ein Mosaik aus Fragmenten der Popkultur. KATARZYNA WIĘCKOWSKA (S. 217-228) bedient sich in ihrem Aufsatz *Niemożliwa miłość? Matki i córki w prozie Angeli Carter* [Unmögliche Liebe? Mütter und Töchter in der Prosa von Angela Carter] des psychoanalytischen Instrumentariums, um sich mit der Frage der schwierigen Mutter-Tochter-Beziehung auseinanderzusetzen. Więckowska

zeigt, wie die britische Schriftstellerin bekannte literarische Motive und Formen, z.B. die des Märchens, aufgreift, mit ihnen spielerisch umgeht und dadurch das Mutter-Tochter-Verhältnis von seinen im kollektiven Bewusstsein verankerten Konnotationen befreit, um es neu definieren zu können. Die gesellschaftliche Ordnung verhindert die Entwicklung einer liebevollen Zuwendung in der Dyade Mutter-Tochter und führt zu gegenseitigem Misstrauen und Konkurrenz. HANNA SERKOWSKA (S. 229-243) setzt sich mit dem Liebesnarrativ in Werken italienischer Schriftsteller auseinander. Ihr Beitrag *Ti amo. Echa tradycyjnych modeli miłości i poszukiwanie nowych form wyrazu we współczesnej literaturze włoskiej* [Ti amo. Echos traditioneller Liebesmodelle und die Suche nach neuen Ausdrucksmitteln in der zeitgenössischen italienischen Literatur] bietet einen Überblick über die literarischen Erscheinungsformen in der älteren und neueren italienischen Literatur. Den Ausgangspunkt für ihre Überlegungen bildet die Analyse der Werke eines der wichtigsten Postmodernisten, Italo Calvino. In Calvino's Prosa diagnostiziert die Autorin eine ironische Hinterfragung bekannter Liebesvorstellungen und Plots sowie die resignative Reflexion, Literatur habe ihre erotische Macht verloren und sei nicht mehr imstande, den Leser zu verführen. In ihre Analyse des Liebesnarrativs in der italienischen Literatur bezieht Serkowska des Weiteren auch Werke von

Autoren ein, deren Interesse, die Liebe zu porträtieren, durch die „Logik des Marktes“ motiviert zu sein scheint. Der Beitrag von LUCYNA WILLE (S. 245-254) *Miłość jako przejaw ludzkiej śmieszności w świecie powieściowym Camilo Jose Celi* [Liebe als Zeichen menschlicher Lächerlichkeit in der Romanwelt von Camilo José Cela] bezieht sich auf das Bild der Liebe in zwei Romanen des spanischen Autors: *Der Bienenkorb* und *Mazurka für zwei Tote*. Celas Vision der Liebe ist düster und deprimierend, keine der von ihm porträtierten Liebesbeziehungen bringt den Protagonisten Glück und Erfüllung. Als die einzige Komponente, die den Eindruck von Rohheit und Hoffnungslosigkeit der dargestellten Welt etwas mildert, interpretiert die Autorin das Groteske, das für Celas Schaffen als charakteristisch gelten kann. Liebe nach Cela entbehrt aller Feierlichkeit, ist eine für Menschen typische, banale Schwäche, die jedenfalls nichts an menschlicher Vergänglichkeit zu ändern vermag.

Durch die Auswahl von Werken aus verschiedenen Bereichen der Kunst sowie der theoretischen Perspektiven u.a. philosophischer, soziologischer, kultur- und literaturwissenschaftlicher Provenienz, die in den Aufsätzen zur Analyse des gegenwärtigen Liebesdiskurses herangezogen werden, liefert der Band einen wichtigen Beitrag zur Debatte über die Präsenz der Liebe in der postmodernen Kultur.

Izabela Działak, Poznań

WEIDNER, DANIEL (2011): *Bibel und Literatur um 1800*. München: Wilhelm Fink (=Reihe TRAJEKTE). 437 S.

In den letzten Jahrzehnten macht sich im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs ein neues Interesse an der Religion bemerkbar. Innerhalb der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften tritt an die Stelle der längst konstatierten Religionsvergessenheit eine Renaissance der Religionen, ja es wird sogar von *Religious turns* gesprochen (NEHRING / VALENTIN 2008). So werden auch Fragen nach dem Verhältnis von Bibel und Literatur wieder aktuell und vor dem Hintergrund der neueren Theorieentwicklung verhandelt. In der germanistischen Forschung besteht im Vergleich zu anderen Nationalphilologien ein großer Nachholbedarf für derartige Studien. Symptomatisch waren bislang zwei entgegengesetzte Interpretationsansätze: einerseits motivgeschichtliche Sammelwerke und Monographien, in denen die Bibel als Motiv- und Stoffspender der Literatur betrachtet wurde, und andererseits theologische Literaturinterpretationen. Gegenwärtig wird versucht, die Unzulänglichkeiten der älteren Forschung zu überwinden. Neben literaturwissenschaftlichen, medien- und kulturwissenschaftlichen, historischen und theologischen Arbeiten zum Themenschwerpunkt „Bibel und Literatur“ entstehen auch großangelegte, interdisziplinäre Projekte. Zu nennen wäre exemplarisch das umfassende Nachschlagewerk zur Entstehung und Wirkungsgeschichte der Bibel, die *Encyclopedia of the Bible and its Reception*, deren insgesamt 30 Bände gedruckt und online im Zeitraum von 2008-2018 erscheinen sollen.

Weidners Buch *Bibel und Literatur um 1800* ist eine der wichtigsten Stimmen im deutschsprachigen Raum, die die Frage nach dem Verhältnis von Bibel und Lite-

ratur neu stellen. Anzumerken ist dabei, dass der Verfasser bereits einige relevante Arbeiten auf diesem Gebiet veröffentlicht hat, in denen er seine Positionen, etwa zum Problem der Säkularisierung, ankündigte. Diese Vorarbeiten steigerten nur die Erwartungen im Hinblick auf das gerade erschienene umfassende Werk, das 2009 als Habilitation am Fachbereich für Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin angenommen wurde.

Weidners material- und aufschlussreiche Studie untersucht die vielfältigen Beziehungen zwischen Literatur, Philologie und Bibelexegese in der epistemologischen Schlüsselepoche um 1800. Sie rekonstruiert die literarischen und kritischen Diskurse um und über die Bibel, die für die Geschichte der Literaturwissenschaft – wie Weidner mehrfach nachweist – „von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist“ (Umschlag). Den Ausgangspunkt bilden die Ansichten Johann Gottfried Herders, der die Bibel als „Poesie“ verstand und eine menschliche Bibellektüre forderte. Diese Lektüre bedeutete, wie der Verfasser darlegt, dass „implizit auch über Poesie und Geschichte als solche verhandelt wird. Denn das ‚menschlichste aller Bücher‘ ist auch Paradigma des Menschlichen und damit um 1800 insbesondere Paradigma dessen, was Geschichte und was Literatur ist – die Bibel ist für Herder ‚Urgeschichte‘ und ‚Urliteratur‘, sie ist zugleich Paradigma für Literatur und Geschichte und Schauplatz von Verhandlungen darüber, was Geschichte und Literatur bedeuten.“ (S. 13)

Historisch konzentriert sich die Untersuchung auf die Epochenschwelle „um

1800“ (genauer genommen auf den Zeitraum von 1730-1850), die als solche einer Kritik unterzogen wird. Denn obwohl es um 1800 zur Verschiebung aller kulturellen Register und zur Ausdifferenzierung von Disziplinen, darunter auch zur Entstehung von diversen Formen der Literaturwissenschaft, kommt, ist es für Weidner durchaus problematisch, „<um 1800> eine Ablösung eines theologisch informierten Wissens durch ein anderes, sei es historisches, anthropologisches oder literarisches Wissen zu behaupten. Denn die Schrift verschwindet keineswegs einfach, sondern bleibt für die Literatur eine Instanz, an der sie sich orientieren oder der gegenüber sie sich abgrenzen kann.“ (S. 14) Wie Weidner ausführt, „werden sich gerade die Zerfallsprodukte einer älteren Ordnung des Wissens als höchst fruchtbar für die literarische Bearbeitung erweisen.“ (S. 14) Die Studie zeigt, dass die Bibel beim Ursprung der modernen Philologie eine zentrale Rolle spielte, und dies nicht nur aus dem offensichtlichen Grund, dass zentrale philologische Techniken gerade am Bibeltext und dessen Herausforderungen entwickelt wurden. Die Epoche „um 1800“ versteht Weidner als eine Übergangszeit, die sich durch Beweglichkeit, Unbestimmtheit und Vorläufigkeit auszeichnet. So revidiert er einige feststehende Meinungen und spricht sich etwa gegen die Behauptung aus, um 1800 beginne man die Bibel „historisch“ oder „als Literatur“ zu lesen (S. 18). Diese Behauptung, die auf die gerade um diese Zeit sich herausbildende historisch-kritische Methode des Umgangs mit der Bibel zurückgeht, bringt nach Weidner einen permanenten Deutungskonflikt mit sich. Es bleibt auch umstritten – und dies ist eine der zentralen Thesen des Buches – „was eigentlich <Geschichte> und <Li-

teratur> sein soll, und jede exegetische und literarische Richtung versucht, ihre eigenen Vorstellungen zu formulieren und zu plausibilisieren. [...] [Der] Übergangscharakter [der Epoche] produziert einen omnipräsenten Diskurs über die Bibel, der sich noch nicht lediglich auf Spezialisten beschränkt und daher auch für die allgemeine Literatur umso wirksamer ist.“ (S. 18)

Der andere Schwerpunkt der Studie liegt in der Kritik der Kategorie „Säkularisierung“, mit der in den 60er und 70er Jahren der Wandel des Verhältnisses von Literatur und Bibel in der Literaturwissenschaft beschrieben wurde. Wie Weidner auch in anderen seiner Schriften betont, wird mit dem ‚religious turn‘ dieser problematische Begriff, der als zu unscharf und zu tendenziös abgelehnt wurde, wieder zentral, bedarf jedoch einer Neubestimmung. Auch heutzutage wird die Säkularisierung nämlich, wie der Verfasser darlegt, teils als „<Ersetzung>“, teils auch als <Verwandlung> oder als eine Art <Umkehrung> oder schrittweise <Umbuchung> entworfen: Zunächst werde das Religiöse zum Erlebnis, dann werde das religiöse Erleben durch das ästhetische ersetzt und schließlich die Kunst selbst geheiligt.“ (S. 20) Die Verschiebung der kulturellen Register, die um 1800 stattfindet, bedeutet für Weidner keinen einfachen Platztausch in dem Sinne, dass „Poesie“ und „Bibel“ als feste Einheiten schlicht und einfach ihren Platz tauschen. Die Verschiebungen sind äußerst komplex und keinesfalls eindeutig. Die Rede von Säkularisierung, die diese Komplexität verstellt, ist nach Weidner die letzte große Erzählung, die wir kennen. Dennoch sei es nicht möglich, diesem Begriff einen ähnlich weit gefassten gegenüberzustellen. Vielmehr wird dessen Relativierung durch Einzelstudien postuliert,

die die diversen Phänomene um 1800 in ihrer Eigenart und Ambivalenz erkennbar machen und dadurch die Selbstverständlichkeit der Säkularisierung in Frage stellen. (S. 21)

Die Arbeit ist nach spezifischen Diskussionszusammenhängen aufgebaut, in denen die verschiedenen Komponenten des Umgangs mit der Bibel um 1800 verhandelt werden. Die ersten sechs Kapitel beschäftigen sich mit den Konzepten, Diskursen und Praktiken der Bibel-Exegese, die letzten fünf zeigen, wie biblische Texte angewendet, d. h. zitiert, übersetzt und wiederholt werden. Dabei werden in die Untersuchung auch englische und, in geringerem Ausmaß, französische Debatten miteinbezogen, was eng mit der Forschungslage zusammenhängt. Im englischsprachigen Raum existiert eine umfassende und theoretisch anspruchsvolle Auseinandersetzung mit der religiösen Dimension der Literatur und der literarischen Dimension der Bibel, darunter auch zahlreiche Untersuchungen für die Zeit um 1800. Da Weidner seine Studie nicht national eingrenzt, sondern sie komparatistisch anlegt, stellt er die Desiderate der Forschung zu Bibel und Literatur im deutschsprachigen Raum besonders deutlich heraus und regt zugleich zu weiteren Arbeiten auf diesem Gebiet an.

Im ersten Kapitel, „Bedeutsamkeit und Tiefe: Weissagung und Typologie“, wird das Leitthema des Buches eingeführt: die Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Philologie aus der Kritik der Bibel. Zuerst werden am Beispiel exegetischer Arbeiten von Anthony Collins, William Warburton und Johann Gottfried Herder Möglichkeiten und Krisen der figuralen Bibelinterpretation vorgestellt. Im Mittelpunkt stehen zeitgenössische Kontroversen über die Auslegung der Schrift, die

veranschaulichen, wie sich aufgrund biblischer Texte die Poetik entwickelte. Exemplarisch wird anhand der Hiob-Kontroverse gezeigt, wie die Bibel zum Schauplatz hermeneutischer und gattungstheoretischer Verhandlungen wird. (Ist das Buch Hiob fiktiv oder allegorisch? Sind seine Reden Parabeln? etc.) Darüber hinaus wird eine Relektüre der Schöpfungsgeschichte Herders vorgeführt, indem auf das theologische Erbe seiner Zeichentheorie verwiesen wird (S. 60). Im Kapitel „Ein neues Testament: Textkritik und Edition“ wird auf die von der Bibelphilologie elaborierten Techniken und Instrumente der Texterschließung eingegangen. Das zeigt, dass auf dem Gebiet der neutestamentlichen Textkritik bereits im 18. Jhd. moderne Editions-methoden und -theorien entwickelt wurden, die für die Geschichte der Philologie wichtig sind. Als Untersuchungsmaterial dienen drei Editionsprojekte des Neuen Testaments, in denen die Spannungen philologischer Tätigkeiten besonders deutlich werden (Richard Bentley, Johann Albrecht Bengel und Karl Lachmann). Im Kapitel über „Die menschlichste Sprache: Hebraistik und allgemeine Sprachtheorie“ wird die Aufmerksamkeit auf die Grundbedeutung des Hebräischen gelenkt, wobei insbesondere Herders Sprachsprungsschrift *Vom Geist der Ebräischen Poesie* einer eingehenden Re-Lektüre und Interpretation unterzogen wird. Es wird die theoretische Fruchtbarkeit des Hebräischen für Herders Sprach-, Literatur und Geschichtstheorie herausgestellt. Sie resultiert, wie Weidner ausführt, aus der spannungsreichen Position des Hebräischen zwischen verschiedenen Diskursen: „erstens der *philologia sacra* des heiligen Textes, zweitens der grammatischen Tradition, drittens der vergleichenden Sprachwissenschaft bzw. der Sprach-

geschichte und viertens den Theorien des Sprachursprungs und schließlich fünftens auch der Poetik und Rhetorik.“ (S. 120) Im Kapitel „Radikale Fälschung: Authentizität und Glaubwürdigkeit“ werden die Diskurse rekonstruiert, die die Authentizität der Bibel in Frage stellen. Analysiert werden die Kritik der Schrift Thomas Morgans und ausgewählte, die Bibel kritisierende Texte Voltaires, die sich durch Fiktionalität sowie parodistische und ironische Haltung auszeichnen. Voltaires scharfe Kritik an der Bibel wird folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Nicht nur ist das Buch der Bücher alles andere als klar und durchsichtig, es ist sogar grundsätzlich unerklärbar und jeder Versuch, es kommentierend verständlich zu machen, muss sich ins Absurde verlaufen.“ (S. 152) Abschließend wird Hermann Samuel Reimarus' Theorie der Urfälschung (der Evangelien durch die Jünger) rekonstruiert, wobei auf seine Polemik mit Lessing eingegangen wird. Im Kapitel „Tableau, Struktur, Gewebe: Textmodelle der höheren Kritik“ wird der Diskurs der höheren Kritik rekonstruiert, der sich mit der Sprunghaftigkeit, Brüchen und Widersprüchen der biblischen Texte beschäftigt. Dabei geht es um die Methode der Quellenscheidung, d.h. Unterscheidung von Urkunden, die dem Bibeltext zugrunde liegen, so dass er als „Abschrift anderer, verlorener Texte (eben jener Urkunden) und damit als eine Art Palimpsest“ (S. 169) erscheint. Zuerst werden die Arbeiten des Begründers der Quellenscheidung Jean Astruc, dann ausgewählte Texte von Johann Jakob Griesbach und Johann Gottfried Eichhorn analysiert, deren Methoden der Bibellektüre für die Entwicklung der Philologie nicht überzubewerten sind. Das Fazit dieses Kapitels lautet: „Um 1800 hat die Bibel ihr Aussehen verän-

dert. Die historische und philologische Kritik des 18. Jahrhunderts hatte gezeigt, dass die Bibel aus verschiedenen, inhaltlich wie formal ganz unterschiedlichen Büchern besteht, dass sie Mythen und Dichtungen enthält, dass sie über Jahrhunderte immer wieder umgeschrieben worden ist und an ihr, teilweise sogar an ihren einzelnen Büchern ganz verschiedene Autoren mitgearbeitet haben.“ (S. 200) Das 6. Kapitel widmet sich der „Politische[n] Theologie und Religionsphilosophie um 1800“, d.h. der Verschränkung von Politik und Religion, aus der sich verschiedene Einzeldiskurse entwickeln. Nach der Rekonstruktion der politischen Lektüre der Bibel durch Johann David Michaelis konzentriert sich Weidner auf die politische Theologie der bürgerlichen Gesellschaft Immanuel Kants und schließlich auf Hegels Religionsphilosophie. Besonders einleuchtend sind Weidners Neuinterpretationen der Schriften Kants, denn alle im Zusammenhang der Studie relevanten Kantischen Konzepte und Begriffe werden kritisch geprüft. Schließlich zeigt sich, dass auch Kants kritische Wende alles andere als eindeutig ist. (S. 221) Abschließend wird auf die Verschränktheit und Komplexität der einzelnen Diskurse (Theologie und Religion, Religionsgeschichte und Religionsphilosophie etc.) sowie auf deren Einfluss auf die Begründung der Kulturwissenschaften um 1900 verwiesen. (S. 244f.) Im Kapitel über „Paradoxien der Übertragung des Alten Testaments“ wird die alte Säkularisierungsthese explizit diskutiert. Im Mittelpunkt steht die Figur der Übersetzung, die doppelt zu verstehen ist: als Übertragung religiöser Ideen und religiöser Worte in profane Zusammenhänge (S. 250) und als doppelte Übersetzung: Die Übertragung biblischer Ideen in modernes Denken wurde durch

eine neue Übersetzung begleitet (S. 250). Einer eingehenden Analyse werden drei Bibel-Übertragungen der Zeit unterzogen, wobei auch Hintergründe und Voraussetzungen dieser Projekte beleuchtet werden: (1) Johann Lorenz Schmidts *Wertheimer Bibel*, die sich der Sprache der philosophischen Theologie und Kosmologie des 18. Jhd.s bedient und nach der Äquivalenz der Begriffe strebt. (2) Die deutsche Übersetzung der Bibel von Johann David Michaelis, wo der Bibeltext in das breite empirische Wissen der Epoche einbezogen und als ein historisches Dokument gelesen wird. (3) Herders (Teil-)Übersetzungen der Bibel, die seine exegetische Arbeit begleiten und nicht separat veröffentlicht wurden. Es wird gezeigt, in welchem engem Zusammenhang Herders Bibel-Übersetzungen mit seiner Ästhetik stehen, insbesondere mit seiner Theorie des Ausdrucks und seiner Theorie der Lektüre. Das 8. Kapitel, „Nachahmen und Darstellen“, befasst sich mit der Bibeldichtung und dem neuen Dichtungsverständnis der Zeit, wobei auf die bislang unzureichend erforschte Bedeutung der Bibeldichtung für die Transformationszeit um 1800 verwiesen wird. Analysiert werden Klopstocks *Der Tod Adams. Ein Trauerspiel*, in dem die Auseinandersetzung Kains mit seinem Vater Adam als ein affektives Geschehen gezeigt wird, und Salomon Gessners Kurzepos in Prosa *Der Tod Abels* (1758), das als ein paradigmatischer Text der Empfindsamkeit gelten kann, dessen empfindsame und bukolische Form im Text selbst immer wieder mitverhandelt wird. Anschließend werden zwei Texte aus dem englischen Sprachraum herangezogen: Samuel Taylor Coleridges *The Wanderings of Cain*, in dem die biblische Vorlage als mehrdeutig herausgestellt wird, und Lord

Byrons *Cain. A Mystery* (1821), wo aus dem komplexen Verhältnis von Text und Hypotext die Form einer romantischen Tragödie entsteht. Spannend ist in all diesen literarischen Fortschreibungen der Bibel, dass hier auch die dogmatischen Konnotationen eine entscheidende Rolle spielen, z.B. wenn Byron die figurale Deutung gegen den biblischen Literalismus ausspielt und dadurch eine neue Bedeutungsebene konstituiert. (S. 313) Besonderes Gewicht kommt dem Kapitel „Grenzen des Verstehens“ über „Schleiermachers Hermeneutik und die Bibel“ zu. Es wird betont, dass Schleiermacher seine Hermeneutik und Kritik mit einem besonderen Bezug auf das Neue Testament entwickelt hat, was bisherige Arbeiten zur Wirkungsgeschichte Schleiermachers zu wenig berücksichtigen. In Schleiermachers Umgang mit der Bibel zeigen sich Themen, die für die heutige Literatur- und Kulturwissenschaft von fundamentalem Interesse sind: „[...] eine Theorie der sprachlichen Differenz und der Abweichung, wie sie in Schleiermachers Kritik angelegt ist; die fundamentale Unheimlichkeit und Produktivität von Anderssprachigkeit; ein Konzept des Textes als Palimpsest von Prätexten; die Unbestimmtheit der einzelnen literarischen Gattungen und des jeweiligen kulturellen Kanons und schließlich die Berührung der hermeneutischen Techniken und Probleme mit anderen Wissensgebieten und Diskursen“ (S. 337). Die letzten zwei Kapitel des Buches befassen sich mit ausgewählten Verarbeitungen der Bibel in literarischen Texten der Epoche. Im 10. Kapitel, „Die Schrift zitieren: Biblische Intertextualität und <Säkularisierung>“, das mit einer Kritik an Bachtins Theorie der Dialogizität und an Schönes Säkularisierungsthese ansetzt, wird geprüft, wie sich Bibelzitate

„in die Struktur des zitierenden Textes einbetten und wie sich dadurch Sinneffekte zwischen verschiedenen Texten ergeben“ (S. 345). Dabei werden zwei gattungsmäßig und medial unterschiedliche Zitationen untersucht: Schillers *Die Räuber* und Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Bei Schiller, in dessen Drama mehrere biblische Texte miteinander verketten sind, gewinnt das Zitieren der Bibel eine zusätzliche Bedeutungsdimension, da das Zitieren auf der Bühne explizit vorgeführt wird. Weidner zeigt, dass das Verhältnis des Theaters zur Politik und Religion, das Schiller mittels Bibelzitaten inszeniert, grundsätzlich zweideutig bleibt. Das Theater als Form öffentlicher Rede kann die Kanzelrede nicht einfach ablösen (S. 361). Bei Goethe wird das biblische Zitat, konkret die biblische Josephsgeschichte *Die Flucht nach Ägypten*, über den Umweg des ikonographischen Codes im ersten Kapitel des Romans zitiert. Dieses Bibelzitat wird mehrfach reflektiert und gespiegelt, wodurch die erzählerische Einheit des Hypertextes gebrochen wird. Da auch die Figuren zitatabewusst sind, wird die Fiktion des kontrollierenden Autors in Frage gestellt. Beide Verwendungsweisen des Bibelzitats werfen ein neues Licht auf die Vorstellung literarischer Säkularisierung, die nicht mehr progressiv zu verstehen ist. Das 11. Kapitel, „Parodie und Reflexion: Literarische Predigten“ wird den literarischen Predigten bei Karl Philipp Moritz (*Andreas Hartknopf*), Jean Paul (*Hesperus*) und Heinrich Heine (*Neue Gedichte*) gewidmet, wobei die Diskurse der Kunstreligion mitverhandelt werden. Weidner zeigt, dass auch die literarische Predigtparodie ein ambivalentes Verhältnis zu ihrem Hypotext, der geistlichen Predigt und indirekt zur Bibel, aufweist. In all den Werken wird der kunstreligiöse

Anspruch der Literatur auf verschiedenen Textebenen problematisiert. Im letzten Kapitel, „Schluss und Ausblick“, werden weitere Entwicklungslinien der rekonstruierten Diskurse skizziert. Es wird auf das Nachleben der Religion im Verlauf des 19. Jhd.s verwiesen, wobei auf David Friedrich Strauß' und Bruno Bauers Bibelkritik explizit eingegangen wird.

Das größte Verdienst der Studie Weidners liegt wohl in der eingehenden (Re-)Konstruktion der diversen, miteinander verschränkten Diskurse um und über die Bibel, die dem Leser durch eine breite Auswahl an Quellen und Abbildungen sowie ausführliche Kommentare des Verfassers präsentiert werden. Ein Germanist würde vielleicht einwenden, dass literarische Texte der Epoche in dieser Studie viel zu kurz kommen, denn sie werden eigentlich nur in den letzten zwei Kapiteln behandelt. Dem wäre zuzustimmen, läge die Aufgabe des Buches woanders. Sie besteht jedoch in der Präsentation von Diskursen und Kontexten, die von der Germanistik eben bislang kaum beachtet wurden; hier soll die Basis für künftige Einzeluntersuchungen vorbereitet werden. Da dies gelungen ist, füllt Weidners Studie eine Lücke der Forschung aus, die gerade im internationalen Vergleich auffallend ist. So bemerkt der Verfasser gleich in der Einleitung: „Es ist schon an sich bemerkenswert, dass neuere kulturwissenschaftliche Studien der Zeit um 1800 historische, politische und jetzt auch naturwissenschaftliche Texte lesen, während die Religion von dieser Erweiterung noch kaum profitiert hat.“ (S. 19) Lobenswert ist auch der bereits erwähnte komparatistische Ansatz des Buches. Die Studie zeigt wichtige Parallelen und Überschneidungen mit anderssprachigen Philologien auf und (re-)konstruiert auch typisch deutsche Diskurse, wodurch weitere mög-

liche Forschungszusammenhänge angedeutet werden. Nicht zu unterschätzen ist auch die tiefgehende Problematisierung der Kategorie „Säkularisierung“. Einerseits wird ihre Uneindeutigkeit und Unzulänglichkeit herausgestellt, andererseits bleibt sie als (Dach-)Begriff erhalten. Der Verfasser sensibilisiert uns für die Probleme dieses Begriffs, der nun stets mit Fragen, Klammern und Anmerkungen versehen werden muss, kurz: Er stellt die prekäre Unentbehrlichkeit dieses Begriffs heraus. Liest man Weidners Arbeit schließlich im Hinblick auf den gegenwärtigen ‚religious turn‘, so erweist sie sich nicht nur für die an der Aufklärung und Romantik interessierten Forscherinnen und Forscher als wichtig. Durch ihren exemplarischen Charakter und das Offenlegen von Fragen und Problemen kann sie auch für weitere Studien zum Verhältnis von Religion und Literatur produktiv werden.

Die interdisziplinäre Erweiterung des Forschungsfeldes und die Berücksichtigung neuerer Theorien erlaubt uns nicht nur, vieles zu korrigieren, neu zu denken, ja sogar zu entdecken, sondern ermöglicht auch neue Einblicke in unsere Gegenwart und die Mäander ihrer Deutung.

Literatur

NEHRING, ANDREAS / VALENTIN, JOACHIM (2008): *Religious Turns, Turning Religion. Veränderte kulturelle Diskurse – neue religiöse Wissensformen*. Stuttgart.

POLLACK, DETLEF (2009): *Rückkehr des Religiösen? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland und Europa II*. Tübingen.

WEIDNER, DANIEL (2004): *Zur Rhetorik der Säkularisierung*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 78/1:95-132.

Jadwiga Kita-Huber, Kraków

* * *

ADAMCZAK-KRYSZTOFOWICZ, SYLWIA (2009): *Fremdsprachliches Hörverstehen im Erwachsenenalter. Theoretische und empirische Grundlagen zur adressatengerechten und integrativen Förderung der Hörverstehenskompetenz am Beispiel Deutsch als Fremdsprache in Polen*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM (=Język – Kultura – Komunikacja 6). 405 S.

Die Komplexität des Forschungsgegenstandes fremdsprachliches Hörverstehen und die Vielzahl der mit ihm und seiner Schulung im Fremdsprachenunterricht verbundenen, nicht oder nur ansatzweise geklärten Fragen sorgen dafür, dass vor allem empirisch fundierte Arbeiten wie die vorliegende mit Interesse rechnen dürfen. Adamczak-Krysztofowicz nennt auf den ersten Seiten ihrer Arbeit eine ganze Reihe von theoretischen und unterrichtspraktischen Problembereichen, zu denen trotz vielversprechender Ansätze

empirisch hinreichend gesicherte Erkenntnisse noch weitgehend fehlen. Weiterhin kritisiert sie die isolierte Beschäftigung mit der Fertigkeit Hörverstehen und plädiert für eine integrative Behandlung der Fertigkeiten in Theorie und Praxis. Ziel ihrer eigenen Arbeit ist es, die angesichts der Wichtigkeit des Hörverstehens für die mutter- und fremdsprachliche Kommunikation sowie für das Erlernen einer Fremdsprache insgesamt als „unzureichend“ eingeschätzte Forschungslage zu verbessern und „eine bisher ausstehende

sowohl theoretisch als auch empirisch begründete erwachsenengemäße und stärker integrativ angelegte Hörverstehensdidaktik [...] zu konstituieren und ihre praktisch umsetzbare Grundlage für die Unterrichtspraxis zu liefern.“ (S. 14)

Dieses anspruchsvolle Ziel versucht sie in drei Schritten zu erreichen, die sich in den drei Hauptteilen der Arbeit niederschlagen: Teil I (Kap. 1-4) gibt einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung zu den Prozessen des mutter- und fremdsprachlichen Hörverstehens. Teil II (Kap. 5-7) beschreibt Ziele, Anlage und Ergebnisse einer von der Verfasserin durchgeführten empirischen Untersuchung. Teil III (Kap. 8) zieht didaktische und methodische Schlussfolgerungen aus dem Vorhergehenden für die Praxis einer erwachsenengemäßen und integrativen Schulung des fremdsprachlichen Hörverstehens.

Thematisch widmet sich Adamczak-Kryzstofowicz in Kap. 2 dem Stand der Kenntnisse über den Hörverstehensprozess in der Erst- und Fremdsprache. In diesem Kapitel diskutiert sie unter Rückgriff auf Text-, Pragma-, Psycholinguistik und die kognitive Psychologie Erklärungsansätze zur Laut- und Worterkennung sowie zur Satz- und Textverarbeitung. Sehr richtig bemerkt sie resümierend, dass neuere Modelle, die die aktive Rolle des Rezipienten im Verstehensvorgang hervorheben, als Grundlage der Hörverstehensschulung dienen können, aber in ihren theoretischen Annahmen unter Berücksichtigung der Wirkweise individueller und situativer Faktoren dringend der empirischen Absicherung bedürfen (S. 54). Kap. 3 wendet sich Modellen der kommunikativen Kompetenz generell und der Hörverstehenskompetenz speziell zu und gibt einen systematisierenden Überblick über die Ziele

und die unterschiedlichen didaktisch-methodischen Ansätze zur Hörverstehensschulung und ihrer theoretischen Begründung. Darüber hinaus beschäftigt es sich mit Problemen von Hörtextauswahl und Aufgabenstellungen und konstatiert eine bisher noch wenig erforschte vielfältige Wechselbeziehung einflussnehmender Faktoren. Die kritische Auswertung der einschlägigen Literatur in Kap. 2 und 3 der Arbeit zielt zwar nicht auf Vollständigkeit um jeden Preis, berücksichtigt aber eine Fülle von Publikationen und charakterisiert mit systematischer Gründlichkeit und sicherem Gespür für das Wesentliche die Forschungslage. Ein sicheres Gespür hat die Verfasserin auch für die Schwachpunkte der bisherigen Erklärungsansätze zum Hörverstehensprozess, deren Fundament zu einem nicht geringen Teil in den Ergebnissen empirischer Untersuchungen zum (muttersprachlichen) Leseverstehen besteht. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die weltweit dominierende englischsprachige Fachliteratur zwar nicht vernachlässigt wird, gleichzeitig aber die besondere Aufmerksamkeit der Verfasserin den deutsch- und polnischsprachigen Publikationen gilt. Zumindest bezüglich der deutschsprachigen Veröffentlichungen kann der die polnische Sprache nicht beherrschende Rezensent feststellen, dass Adamczak-Kryzstofowicz eine bisher nicht verfügbare, umfassende und höchst informative Bestandsaufnahme vorgelegt hat, die jedem an der Materie Interessierten nur wärmstens zur Lektüre empfohlen werden kann. Kap. 4 befasst sich schwerpunktmäßig mit der Förderung der Hörverstehenskompetenzen im Erwachsenenalter und zieht aus den gewonnenen Erkenntnissen Schlussfolgerungen für eine altersangemessene Didaktik und Methodik der Hörverstehensschulung in heterogenen

Rezensionen

Gruppen erwachsener Lernender. Auch dieses Kapitel zeichnet sich wie die vorhergehenden durch eine differenzierte, klare und kritische Darstellung aus, verliert aber bei der Behandlung der Schwierigkeitsfaktoren und ihrer Konsequenzen für die unterrichtliche Praxis die Erwachsenenspezifität etwas aus den Augen. Auch die Verfasserin selbst bemerkt das anscheinend, da sie fragt, ob ihre „hauptsächlich für ältere Erwachsene formulierten didaktischen Implikationen Gültigkeit auch für das HV-Training bei anderen Altersgruppen“ haben (S. 169). Kap. 5, 6, und 7 berichten über die eigene, empirische, qualitative und quantitative Verfahren verknüpfende Untersuchung der Verfasserin in privaten und öffentlichen Institutionen der Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache. Die Untersuchung geht von einer Analyse des Ist-Zustandes der Hörverstehensschulung im fremdsprachlichen Unterricht mit Erwachsenen aus und hat zum Ziel, Erkenntnisse vor allem über Faktoren der Schwierigkeit, bevorzugte Höraktivitäten im Unterricht, eingesetzte Hörtexte und Aufgabenformen bereitzustellen, aus denen sich im Verbund mit den theoretischen Vorarbeiten zu einem konkreten Empfehlungen zur Verbesserung der unterrichtlichen Hörverstehensschulung ableiten lassen, zum anderen „ein didaktisch-theoretisches Modell zur adressatengerechten und integrativen Förderung der Hörverstehenskompetenz bei heterogenen Erwachsenengruppen konzipiert werden“ soll (S. 170). Forschungsmethodisch wurde ein Verbund von Leitfadeninterviews und Fragebögen verwendet. Mit den Interviews sollten Meinungen von Kursteilnehmern (23) und Kursleitern (11) zu Lehrmaterialien, methodischen Vorgehensweisen, text- und aufgabenbezogenen Vorlieben sowie zu

Schwierigkeitsfaktoren erkundet und gleichzeitig Befunde und Hypothesen gewonnen werden, die mit Hilfe des Fragebogens (318 Fragebögen wurden von den Kursteilnehmer/innen ausgefüllt) zu überprüfen sein würden. Die Probanden waren Kursteilnehmer/innen und Kursleiter/innen an privaten Sprachschulen und an staatlichen Institutionen. Die Interviews führten zu z.T. recht interessanten, aber kaum überraschenden Auskünften der Befragten, die in Kap. 6 ausführlich zitiert und kommentiert werden. Die Würdigung dieser Zitate wird für den Rezensenten durch die Tatsache erschwert, dass für die polnischsprachigen Originalzitate keine wörtlichen Übersetzungen gegeben werden.

Die Ergebnisse der mit Hilfe von Fragebögen durchgeführten Hauptuntersuchung, über die in Kap. 7 berichtet wird, und vor allem ihre Auswertung entsprechen leider nicht den geweckten (zu hohen?) Erwartungen. Zum Teil hat das sicherlich damit zu tun, dass die Untersuchung mit begrenzten Ressourcen durchgeführt wurde, also nicht in ein größeres Forschungsprojekt mit seinen größeren personellen und finanziellen Möglichkeiten eingebettet war. So leidet die Untersuchung daran, dass die Zielgruppe wegen der üblichen Probleme (mangelnde Teilnahmebereitschaft der angesprochenen Institutionen, mäßiger Rücklauf der Fragebögen etc.) nur ansatzweise der entspricht, die die Verfasserin gern gehabt hätte. Die von Adamczak-Krysztofowicz zu Recht als wünschenswert bezeichnete Einbeziehung von Dokumenten- (Lehrpläne etc.) und Unterrichtsanalyse musste unterbleiben, weil erstere an den teilnehmenden Institutionen nicht vorhanden waren bzw. im Fall der Lehrmaterialien den Rahmen dieser Arbeit wegen ihres Umfangs ge-

sprengt hätten und weil die Beobachtung von Unterricht nicht genehmigt wurde. Vor allem aber fußt die Interpretation der Daten nahezu ausschließlich auf dem Vergleich von Prozentwerten. Hier haben einschlägige Untersuchungen doch schon seit geraumer Zeit Maßstäbe gesetzt, zu denen ganz selbstverständlich auch die Nutzung komplexerer statistischer Auswertungsverfahren gehört. Dass Adamczak-Krysztofowicz darauf verzichtet und sich auf Formulierungen wie „viel häufiger“, „in den viel geringeren Prozentangaben“ oder „deutlich schlechtere“ beschränkt, mindert die Aussagekraft ihrer Befunde doch erheblich. So sind zwar Einzelergebnisse interessant, die Zusammenhänge aber bleiben vage und unsicher, und der für das Gewicht des empirischen Teils angemeldete Anspruch wird nicht eingelöst. Es ist deshalb eigentlich auch nur konsequent, dass die Untersuchungsergebnisse nur geringe Spuren im dritten Teil der Arbeit hinterlassen, der ansonsten fast nahtlos an den theoretischen Teil anknüpft.

In Kap. 8 beginnt die Verfasserin ihre Ausführungen mit der Feststellung, dass die Fachliteratur zwar in jüngerer Zeit eine integrative Behandlung der Fertigkeiten empfiehlt, diese aber selbst zu meist nach wie vor isoliert behandelt und somit auch die theoretische und empirische Absicherung integrativer Vorgehensweisen noch weitgehend fehlt. Die Darstellung von „Ansätzen zur Nutzung von Wechselbeziehungen zwischen Hörverstehen und anderen Sprachfertigkeiten“ schließt sich an. Darauf aufbauend werden ein theoretischer Rahmen zur Nutzung der Wechselbeziehungen zwischen den Fertigkeiten und darauf aufbauend Bausteine einer von der Verfasserin entworfenen erwachsenengerech-

ten integrativen Didaktik und Methodik des Hörverstehens erarbeitet, die über Lernzielformulierungen, Lerninhalte, Vermittlungsverfahren zu einem detailliert ausgearbeiteten Phasenmodell mit ganz konkreten Vorschlägen für die Hörverstehensschulung führen. Auch dieses Kapitel enthält keine grundlegend neuen Erkenntnisse, führt auch nicht zu radikal neuen Wegen der Hörverstehensschulung. Die klare und gut begründete Argumentation ist aber nachvollziehbar, die Vorschläge für die Unterrichtspraxis sind beherzigenswert und vor allem für Praktiker eine lohnende Lektüre.

Insgesamt wird das auf S. 1 dieser Rezension genannte Ziel der Arbeit nur teilweise erreicht, weil es vielleicht auch etwas zu hoch gesteckt war. Bemerkenswert gelungen ist aber auf jeden Fall die Darstellung des Forschungsstandes auf der Basis vor allem der deutsch- und polnischsprachigen Fachliteratur. Gelungen ist auch die abschließende Darstellung der nach Meinung der Verfasserin aus dem Stand des Wissens resultierenden theoretischen und praktischen Schlussfolgerungen für die Praxis der Hörverstehensschulung im Fremdsprachenunterricht mit Erwachsenen. Weniger gelungen ist der empirische Teil der Arbeit, der methodisch angreifbar ist und für die Argumentation nur wenig Gewicht besitzt. Bei einer Neuauflage des Werkes wäre vielleicht zu überlegen, ob man den empirischen Teil nicht durch ein Kapitel ersetzt, das in Fortsetzung von Kap. 8 durch ganz konkrete Aufgaben- und Übungsbeispiele konsequent den Bogen von der Darstellung des Kenntnisstandes zur Praxis der Hörverstehensschulung im unterrichtlichen Alltag schlägt.

Gert Solmecke, Frankfurt (M.)

STEINFELD, THOMAS (2010): *Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann*. München: Carl Hanser Verlag. 256 Seiten.

Thomas Steinfeld zählt zu den einflussreichsten Publizisten in Deutschland. Als Feuilletonchef der *Süddeutschen Zeitung* hat er Gelegenheit, über den angestammten Kompetenzbereich des Feuilletonisten hinaus in politische Auseinandersetzungen einzugreifen, zuletzt mit warnenden Zwischenrufen, betreffend einen ‚Aufklärungsfundamentalismus‘, der Islamisten Gleiches mit Gleichem vergelte. Zunächst aber ist Steinfeld Germanist. In den 80er Jahren war er als Lektor des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) tätig, „einer Einrichtung (damals zumindest) von seltener Klugheit und Großherzigkeit“: „Was Auslandsgermanistik sein kann, lernte ich dort: die durch die Studenten gesetzte Notwendigkeit, alles, was man über die eigene Sprache und Kultur zu wissen meint, erklären zu müssen“ (S. 245). Eine späte Frucht der auslandsgermanistischen Betätigung sind diese rund dreißig Miszellen zur Eigenart der deutschen (Literatur-)Sprache und ihrem rechten, je nach Autor individuell gearteten Gebrauch.

Steinfelds Stilkritik erschöpft sich nicht in idiosynkratischen Bekundungen des Wohlgefallens oder Unbehagens. Sie legitimiert sich am Wortlaut der betrachteten Texte. Sprachliches Feingefühl, Musikalität und sattelfestes grammatikalisches Wissen werden eingebracht. Letzteres ist keine Selbstverständlichkeit, seit sich im 20. Jhd., zumindest unter inlandsgermanistischen Bedingungen, Linguistik und Literaturwissenschaft auseinanderentwickelt haben. Steinfeld verkörpert

den Philologen alter Schule, der in einer Person beide Kompetenzen, die sprach- und literaturwissenschaftliche, bündelt. Nicht zufällig hat er ein (Huldigungs-)Buch über den Typus ‚Philologe‘ verfasst: *Der leidenschaftliche Buchhalter. Philologie als Lebensform* (München 2004). *Der Sprachverführer* kann erziehen: Die Leser kommen nicht umhin, den eigenen Sprachgebrauch zu prüfen, die eigenen Äußerungen auf deren Hohlräume abzuklopfen. Von Zeigefingerei ist aber keine Spur: „Es soll, es kann hier [...] gar nicht darauf ankommen, die Sprache zu regeln oder Vorschriften zum besseren Gebrauch zu erlassen. [...] Vor allen Regeln und Vorschriften hätte demgegenüber erst einmal die gute Bekanntschaft zu stehen, und nicht nur diese, sondern auch eine Vertrautheit im Umgang, eine durch Anerkennung, ja Respekt geprägte Kenntnis von Bestand, Geschichte und Möglichkeiten der deutschen Sprache.“ (S. 48) Steinfeld nimmt u. a. selektive Superlative aufs Korn, die behaupten, statt zu begründen; Adjektiv-Inflation, die Gegenstände nicht anschaulich macht, sondern verunklärt; altklug sich vordrängende Erzähler, die ihren Figuren den Atem, dem Leser die Phantasie abschnüren. (Günter Grass muss, unter dem Titel „Ausdruck und Ungeschick“, als Beispiel herhalten.)

All diese Einlassungen werden gelassen, ohne Polemik, mit ruhiger, halblauter Stimme, vorgebracht. Missionarischer Eifer begegnet hier nicht, die defätistische Klage über vorgeblichen Sprachverfall ebenso

wenig. Wohlfeile Invektiven wider Anglizismen werden verschmäht: Ausgerechnet das viel gescholtene Wörtchen ‚cool‘ wird belobigt, denn eine gleichwertige deutsche Entsprechung gebe es nicht. Die Ausdrucksmöglichkeiten des Deutschen seien durch besagtes Wort erweitert worden. Als Leitfaden solcher Sprachkritik dient das ‚decorum‘ antiker Rhetorik: Alles ist erlaubt – wenn es der darzustellenden Sache angemessen erscheint, dem fraglichen Wirklichkeitsausschnitt zu frischerem oder präziserem Ausdruck verhilft. Auch Neologismen und Fremdwörter rechtfertigen sich aus der Fähigkeit, die Welt neu zu erschließen. Selbst Unvollkommenheiten der Wortwahl können höherer Notwendigkeit entspringen: „Die Kanzlerin war sehr blass und sehr dick geschminkt, das absolut Übertrockene, Überpulverte der für die Fernsehkamera berechneten Schminke kontrastierte stark mit einem Tropfen Augenflüssigkeit, der sich im linken Augenwinkel angesammelt hatte, ohne weggewischt zu werden.“ Der Schriftsteller Rainald Goetz schrammt in seinen Sätzen gern an der Perfektion vorbei. Manchmal behält man sie deswegen im Gedächtnis, weil das Ungelenke der Formulierung vielleicht auch ein Ausweis dafür ist, wie sehr ihm seine Sache am Herzen liegt. Das umgangssprachliche ‚absolut‘, als Superlativ verwendet, ist ebenso grob wie die präpositionale Bestimmung mitten im Genitiv, in dem sich zwei Artikel mit einer Präposition verschlingen, ungeschickt ist: ‚der für die‘. Aber wie sehr kontrastiert das scheinbar Unbeholfene des Ausdrucks mit der Feinheit in der Beobachtung! Und wie elegant ist hier der Gegensatz aufgebaut zwischen dem betonierten Gesicht und dem Tropfen Augensekret, bis ganz nah an den Kitsch und ihn doch verweigernd!“ (S. 241).

Dass Steinfelds sprachkritische Miszellen, aus dem Unterrichtsbetrieb der Auslandsgermanistik hervorgegangen, in eben diesen zurückgeführt werden können, versteht sich beinahe von selbst. Die ausgefeilte, aber unpräntiöse, von überflüssigen bildungssprachlichen Zutaten freie Sprachgestalt erleichtert Studenten den Zugang. Ein weiterer Vorzug: Steinfelds Miszellen, fünf bis zehn Seiten lang, doch mit seriösen Quellenangaben versehen, sind häufig auf einzelne Schriftsteller zugeschnitten, zugleich auf solche sprachlichen Erscheinungen, die den betreffenden Autor in seiner Eigenart charakterisieren. Damit sind viele der Beiträge doppelt didaktisierbar: unter literatur- und sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkt. Brillante Beispiele Steinfeld'scher Charakterisierungskunst bieten die Einlassungen über Lautmalerei bei E. T. A. Hoffmann, ‚suspense‘ und dramatisches Kalkül bei Botho Strauß oder Proportion im Satzbau Franz Kafkas, den Steinfeld als Sprachvirtuos und Feinmechaniker des Wortes gegen metaphysische, existentialistische Vereinnahmungen in Schutz nimmt: die ‚Lust am Text‘ und an eigenem schriftstellerischen Vermögen habe für Kafka schwerer gewogen als jene ihm ebenso häufig wie stereotyp zugeschriebenen metaphysischen Ambitionen.

Nicht, dass Steinfeld philosophische Enthaltsamkeit übte. (Seine Dissertation, 1984 erschienen, ist der Hegel'schen „Literaturphilosophie“ gewidmet.) Ausführlich wird der Gleichklang romantischer Literatur und idealistischer Philosophie um 1800 geschildert. Das Tübinger Stift samt Hölderlin, Hegel und Schelling wird als Geburtsort der deutschen philosophischen Sprache gefeiert. In eindrucksvollen Analysen weist Steinfeld nach, wie sich das Deutsche, sehr mühsam, aus

der lateinisch geprägten schulphilosophischen Sprache herauswindet. (Als Belegfall dient Kant.)

Ist *Der Sprachverführer* Wissenschaft? Das Format der Miszellen legt dies nicht nahe. Wenn aber Klarheit des Gedankens

und Ausdrucks maßgeblich sind, Sachkenntnis und methodische Sicherheit, ist bessere Wissenschaftsprosa nicht denkbar.

Daniel Krause, Kraków

STEVENSON, PATRICK / CARL, JENNY (2010): *Language and Social Change in Central Europe. Discourses on Policy, Identity and the German Language*. Edinburgh: Edinburgh University Press. 292 S.

Ziel der beiden Autoren des vorliegenden, sorgfältig edierten Buches ist es, die Veränderungen sichtbar zu machen, die der Gebrauch der deutschen Sprache in „Zentralmitteleuropa“ in der zweiten Hälfte des 20. Jhd.s und zu Beginn des 21. Jhd.s durchlaufen hat. Gleichwohl der Titel des Buches (mitteleuropäische) Leserinnen und Leser mindestens auf die traditionell unter dem Begriff ‚Mitteleuropa‘ zusammengefassten Länder Deutschland, Österreich, Polen, Tschechien, die Slowakei und Ungarn einstellt, konzentrieren die Autoren ihre Aussagen auf die unmittelbar an den deutschsprachigen Raum angrenzenden westlichen Regionen der Tschechischen Republik und Ungarns. Gleichwohl sie sich der Schwierigkeiten mit der Definition des gewählten Untersuchungsraumes bewusst sind (S. 9, Anm. 1), wird diese Einschränkung allerdings nicht weiter begründet. Der gegenwärtige Status des Deutschen als Fremdsprache und sein ehemaliger Status als Minderheitensprache sind hinlängliche Auswahlkriterien, besondere distinktive Merkmale im Vergleich zu benachbarten oder anderen Regionen, auf die diese Kriterien ebenfalls zutreffen und die darüber hinaus auch andere historische Gemeinsamkeiten teilen (etwa die Okkupationspolitik des Dritten Reiches, die Er-

fahrung zweier von Deutschland ausgehender Weltkriege, massive Migrationsbewegungen oder die spätere Zugehörigkeit zum sogenannten Ostblock), werden allerdings nicht explizit genannt. Für interessierte Leserinnen und Leser, gerade auch aus Polen, bleibt damit vieles ungesagt. Die Publikation von Stevenson und Carl liefert dennoch gleichsam ein Modell und eine Fülle von Anregungen dafür, wie vergleichbare Untersuchungsfelder (z.B. Schlesien, das Ermland, Siebenbürgen) angegangen werden könnten.

Das besondere Interesse der Autoren gilt dem Beziehungsgeflecht zwischen Nationalsprachen, regionalen und ethnischen Minderheitensprachen sowie Fremdsprachen vor dem Hintergrund massiver politischer und sozialer Veränderungen am Beispiel des Deutschen. Sie bedienen sich dabei eines soziolinguistischen Ansatzes, der unterschiedliche Forschungsparadigmata überzeugend miteinander verbindet: Dokumentenanalyse wird mit soziolinguistischer Diskursanalyse, linguistischer Anthropologie, Erzähltheorie und Narrationsanalyse kombiniert (S. 39), wobei eine Vielzahl unterschiedlicher Quellen herangezogen wird: Neben Ausschnitten aus offiziellen Dokumenten und Positionspapieren spielen verschriftlichte Ausschnitte aus Interviews eine entscheiden-

de Rolle, die sich daraus ergebenden sprachpolitischen Entscheidungen, linguistischen Praktiken sowie individuellen Erinnerungen und Reflexionen werden aufeinander bezogen und miteinander verknüpft. Grundlage der Analyse sind zum einen insgesamt 100 Interviews, die in den westlichen Regionen Tschechiens und Ungarns seit 1994/95 unter Mitgliedern der regionalen deutschsprachigen Minderheiten auf Deutsch geführt wurden. Die zahlreichen und sehr illustrativen Ausschnitte daraus sind im Buch im Original sowie in englischer Übersetzung abgedruckt. Daneben wurden insgesamt 27 offizielle Dokumente der EU, bundesdeutscher und österreichischer staatlicher Stellen und Mittlerorganisationen sowie tschechischer und ungarischer staatlicher Institutionen aus dem Zeitraum 1993 bis 2009 ausgewertet, 16 davon sind in längeren Passagen im Anhang enthalten (die im Original tschechischen bzw. ungarischen Dokumente in englischer Übersetzung, alle anderen im englischen bzw. deutschsprachigen Original). Die Autoren formulieren auf dieser Grundlage weitreichende Aussagen zu den komplexen Funktionen von Sprache auf unterschiedlichen Ebenen und ihrer Rolle bei der individuellen Identitätsfindung. Dabei werden sowohl diachrone wie synchrone Aspekte berührt und unterschiedliche, nebeneinander oder gegeneinander existierende Ebenen miteinander verbunden (Makro- und Mikroebene, offizielle und private Ebene).

Die Arbeit besteht neben Einführung (S. 1-9) und zusammenfassenden Schlussfolgerungen (S. 202-207) aus insgesamt fünf Kapiteln sowie einem umfangreichen Anhang (S. 208-254), einem ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 255-272) und einem detaillierten Register (S. 273-292). Der fortlaufende Text wird

durch mehrere Tabellen, eine (etwas irreführende) Karte von „Central Europe“ und viele längere Zitate aus Dokumenten und Interviews aufgelockert. Das Buch liest sich gut und an mehreren Stellen geradezu mit Spannung. Nicht genuin anglophonen Leserinnen und Lesern drängt sich bei der Lektüre immer wieder die Beobachtung auf, dass die linguistischen Fach-Diskurse in den unterschiedlichen Sprachen nicht sehr eng miteinander vernetzt scheinen: Englischsprachige Germanisten wie Stevenson und Carl jedenfalls scheinen dem anglistischen Fachdiskurs näher zu stehen als dem (auslands-)germanistischen, und das spannende Feld der Soziolinguistik scheint in der Germanistik (außerhalb des englischsprachigen Raumes?) bisher ohnehin nicht so fest verwurzelt zu sein. Im Literaturverzeichnis sind englischsprachige Titel folgerichtig in der absoluten Überzahl, einige deutschsprachige sind dabei, tschechische und ungarische (sowie in anderen Sprachen Mitteleuropas) fehlen ganz. Unter den zahlreichen angeführten methodologischen Grundsatzarbeiten aus dem Gebiet der Soziolinguistik gelten die Arbeiten von Susan Gal, Jan Blommaert und Anna De Fina als besondere Bezugspunkte.

Nach ihren forschungsmethodologisch besonders interessanten Ausführungen zu Ziel, Adressaten, theoretischen Grundlagen, Quellen und methodologischer Vorgehensweise (Kap. 2) umreißen Stevenson und Carl in Kap. 3 in einer knappen Skizze die historische Situierung der deutschen Sprache in Mitteleuropa vom späten 19. Jhd. bis in die Gegenwart und die allmähliche Verschiebung des Verhältnisses von Sprache(n) und Nation(en) gerade in dieser Region. Als besondere Einschnitte werden dabei die Jahre 1945 und 1989 markiert. Kap. 4 beleuchtet

einen Ausschnitt aus dem gegenwärtigen sprachpolitischen Diskurs Mitteleuropas auf der Makroebene, wobei zwischen der Ebene der Europäischen Union, der nach außen gerichteten Sprachen- und Kulturpolitik Deutschlands und Österreichs sowie der landeseigenen Sprachenpolitik Tschechiens und Ungarns unterschieden wird. Die Spannungen und Abhängigkeiten zwischen diesen drei Ebenen werden einerseits als entscheidend für das Verständnis von nationaler Identität und Integrität, andererseits als konstitutiv für die individuellen Sprachenbiographien von Mitgliedern deutschsprachiger Minderheiten in diesen Ländern verstanden. Tschechien erweist sich dabei als sprachpolitisch restriktiver als Ungarn. Kap. 5 und 6 stellen die interessante Textgattung der individuellen Sprachenbiographie in den Mittelpunkt, die sich aus den von den Autoren geführten Interviews herauskristallisieren. Sprachenbiographien werden zweierlei Funktionen zugeschrieben: Sie können zum einen persönliche Erfahrungen und Erlebnisse strukturieren und ihnen eine innere Logik verleihen, sie gelten zum anderen als besondere Räume der Identitätsbildung (S. 26f.). Dementsprechend wird in Kap. 5 zunächst versucht, ausgehend von 6 Fallbeispielen, übergreifende strukturelle biographische Merkmale für Mitglieder deutschsprachiger Minderheiten in den betrachteten Gebieten zu definieren, die in den individuellen Erzählungen für Kohärenz sorgen. Als zentral stellt sich dabei das Motiv des „Sprachverlustes“ in Reaktion auf tiefgreifende historische und soziale Veränderungen heraus. Kap. 6 zeigt ein breites Spektrum unterschiedlicher sprachlicher Verhaltens- und Entwicklungsweisen vor dem Hintergrund ebendieser, z.T. sehr schmerzhaft erlebten, Veränderungen. Insgesamt kommen

Stevenson und Carl zu dem Schluss, dass der in den untersuchten Regionen zu beobachtende Rückgang der deutschen Sprache sehr viel stärker regional, zeitlich und individuell differenziert werden kann (und muss), als das bisher geschehen ist. Nach 1945 erfolgte in den deutschsprachigen Minderheiten zunächst ein sprachlicher Rückzug („led [...] into self-censorship and withdrawal into the safety of assimilation into a monolingual world“, S. 203), natürlich motiviert durch die negative Besetztheit der deutschen Sprache und die daraus folgende politische Verdächtigkeit, die insbesondere auch regionalen deutschen Dialekten anhaftete. Allmählich und schrittweise ergab sich eine neue wirtschaftliche und politische Notwendigkeit für die „Reetablierung“ der deutschen Sprache, die nun hauptsächlich über das Schulsystem vermittelt wurde (Wechsel von der Minderheiten- zur Fremdsprache, von der lokalen Mundart zur Standardsprache). Deutsch ist in den betrachteten mitteleuropäischen Ländern z.T. stark präsent, es hat jedoch seinen einstigen „öffentlichen Status“ verloren, in der Sprachenhierarchie von Angehörigen der deutschsprachigen Minderheit ist sein Status deutlich gesunken und auf einzelne soziale und kommunikative Räume begrenzt. Die von den Autoren erfassten Sprachenbiographien lassen eine deutliche Trennung zwischen privaten und öffentlichen sowie lokalen und überregionalen (nationalen) Räumen erkennen.

Stevenson und Carl haben ein Modell vorgelegt, das am Beispiel von Tschechien und Ungarn zu zeigen versucht, wie im östlichen Mitteleuropa neuere und neuste Entwicklungen über das Verhältnis zur deutschen Sprache fass- und sichtbar werden können. Angesichts der schwierigen Geschichte des Deutschen

Rezensionen

und der Deutschen in Mitteleuropa im 20. Jhd. wirkt dieser Blick „von außen“ und das Argumentieren jenseits von Schuldkomplexen einerseits und Rechtfertigungstendenzen andererseits sehr erfrischend. Die Autoren können durch ihre Fragestellungen und ihr methodologisches Herangehen an das Thema spürbar frischen Wind in die (germanistische) Fachdiskussion bringen und sowohl Linguisten wie Angewandten

Linguisten den Blick für interessante Aspekte öffnen. Eine Fortsetzung und Ausweitung der Untersuchungen in vergleichbaren mitteleuropäischen Regionen, mindestens aber in Polen, der Slowakei oder in Rumänien, wäre dringend, eine ähnliche Betrachtung anderer Sprachen, etwa des Russischen, könnten und sollten folgen.

Camilla Badstübner-Kizik, Poznań

* * *

BORZYSZKOWSKA-SZEWCZYK, MIŁOŚŁAWA / PLETZING, CHRISTIAN (eds.) (2010): *Śladami żydowskimi po Kaszubach. Przewodni. Jüdische Spuren in der Kaschubei. Ein Reisehandbuch.* München: Martin Meidenbauer Verlag. 448 S.

Das Buch, das in einer zweisprachigen Ausgabe (polnisch / deutsch) vorliegt, ist das Ergebnis mehrjähriger gemeinsamer Arbeit einer achtzehnköpfigen, aus Studierenden, Doktoranden und Wissenschaftlern bestehenden Forschergruppe aus Polen, Deutschland und Israel. Zweimal, im September 2006 sowie im März 2007, traf sich das Team für jeweils etwa eine Woche in Gdańsk und in der ländlichen Kaschubei, um dort die Schauplätze jüdischen Lebens in Augenschein zu nehmen, Spuren zu sichern, Zeitzeugen und Lokalhistoriker zu befragen. Alle erreichbaren Dokumente zum Thema wurden zusammengestellt und gesichtet; auch zahlreiche Vorträge von einschlägig bewanderten polnischen wie deutschen Wissenschaftlern wurden im Rahmen der beiden vom Instytut Kaszubski (Gdańsk) und der Academia Baltica (Lübeck) organisierten historischen Workshops gehalten. Initiiert und geleitet wurde das

Projekt von Miłosława Borzyszkowska-Szewczyk und Christian Pletzing, die gemeinsam als Herausgeber für das Buch verantwortlich zeichnen.

„Die Geschichte und Kultur der Juden in dieser Region [ist] ein Erinnerungsort, dessen Erinnerung nahezu abgebrochen ist“, schreiben die Herausgeber in ihrem Vorwort (S. 8-13, hier S. 11). Das Buch unternimmt nun den Versuch einer „Wiedergewinnung des Gedächtnisses“¹, indem es in einer an ein breiteres Publikum gerichteten Gesamtschau Brücken schlägt zwischen bereits existenten wissenschaftlichen Einzelveröffentlichungen, die sich mit der jüdischen Geschichte in einzelnen Teilen der Kaschubei befassen, sowie zwischen in den vergangenen zwanzig Jahren entstandenen Publikationen über die Region aus entweder polnischer oder deutscher oder auch kaschubischer Sicht, in denen jedoch die Geschichte der Juden oft nicht oder nur am Rande

berücksichtigt wird. Als Reiseführer, der zugleich Geschichtsbuch ist, will das Buch die Perspektiven von universitärer Fachwissenschaft und lokalem Geschichtsinteresse sowie die jüdischen, kaschubischen, polnischen und deutschen Sichtweisen auf die Geschichte zusammenführen. Und man darf sagen, dass es dem Buch gelingt, diesen zugegebenermaßen hohen Anspruch an sich selbst zu erfüllen. Seiner umfassenden und sehr kenntnisreichen „Einführung“ (S. 16-67) stellt Michał Szulc eine chronologische Übersicht über die Geschichte der Juden in der Kaschubei von ihren Anfängen im Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jhd.s voran. Die folgenden Teilkapitel befassen sich zunächst mit den Rahmenbedingungen jüdischer Existenz in der Kaschubei: der Geschichte und Struktur der Gemeinden sowie der preußischen Judenpolitik; daraufhin werden sozialgeschichtliche Aspekte wie die Frage der Assimilation, in diesem Kontext auch das Aufkommen des Reformjudentums in den kaschubischen Gemeinden und die Ausbildung der jüdischen Heranwachsenden, sowie die Erwerbsstruktur der jüdischen Bevölkerung behandelt. Bevor die „Einführung“ mit einem kurzen Abschnitt über die Vernichtung der Juden im Zweiten Weltkrieg endet, gibt das vorletzte Unterkapitel Auskunft über „Das Bild der Juden in der kaschubischen Kultur“ (S. 54-64), indem es vor allem literarische Texte kaschubischer Autoren referiert, zitiert und interpretiert, in denen jüdische Figuren eine Rolle spielen, und sucht aus diesen Schlüsse auf die Einstellung der Kaschuben den Juden gegenüber zu ziehen. Der auf die Einführung folgende Hauptteil des Buches ist in vier große Abschnitte gegliedert, die den Subregionen „Nördliche und mittlere Kaschubei“ (mit

Kapiteln zu den einzelnen Städten Puck/Pück/Putzig, Wejherowo/Wejrowò/Neustadt, Kartuzy/Kartùzë/Karthus, Kościerzyna/Kòscérzëna/Berent), „Südliche Kaschubei“ (Chojnice/Chòjnice/ Konitz, Brusy/Brusë/Bruß und Umgebung, Czernik/Czèrnik, Człuchów/ Człèchòwò/Schlochau), der „Dreistadt“ Gdynia/Gdiniò/Gdingen, Gdańsk/Gduńsk/ Danzig und Sopot/Sopòtë/Zoppot (im Polnischen unter dem Begriff ‚Trójmiasto‘ subsumiert), sowie der „Westliche[n] Kaschubei“ (Słupsk/Słëpsk/Stolp, Lębork/Lãbòrg/Lauenburg, Bytów/Bëtowò/Bütow) gewidmet sind. Der Aufbau der einzelnen Kapitel, die jeweils von einem bis zu vier Autoren verfasst sind, folgt stets demselben Schema: Dem Text vorangestellt werden ein Titelfoto, ein Stadtplan, auf dem die einzelnen Erinnerungsorte verzeichnet sind, sowie eine Statistik zur jüdischen Bevölkerungsentwicklung in der jeweiligen Stadt. Es folgt ein Abschnitt zur Geschichte der lokalen jüdischen Bevölkerung und darauf die „Spurensuche“, die die im Stadtplan verzeichneten Erinnerungsorte in Augenschein nimmt. Es sind dies in aller Regel die Standorte von Synagoge bzw. Gebetshaus und Friedhof, oftmals kommen noch die Wohn- oder Geschäftshäuser oder andere mit der Geschichte der lokalen Juden verbundene Orte hinzu. Herausragende jüdische Persönlichkeiten oder bekannte Familien werden entweder im Anschluss daran oder in separaten, farbig unterlegten Informationskästen vorgestellt. In solchen Kästen werden ebenfalls die zahlreichen, über den gesamten Text des Buches verteilten Auszüge aus Dokumenten, Erinnerungen und Zeitzeugenberichten oder auch wissenschaftlichen sowie literarischen Texten (so gibt es etwa ein ganzseitiges Zitat aus dem autobiographisch-dokumentarischen

Roman *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* von Günter Grass, S. 260f.) präsentiert. Gelegentlich wird in dieser Form auch von den Autoren des Buches über einen interessanten Einzelaspekt informiert. Ergänzt und beglaubigt werden die Texte durch zahlreiche Bilddokumente wie z.B. historische sowie aktuelle Aufnahmen von Gebäuden und Personen, Abdrucke historischer Postkarten, Stadt- und Bebauungspläne, Ankündigungen von Theaterstücken und Werbeanzeigen jüdischer Kaufleute aus der Tagespresse, den Stundenplan einer jüdischen Schulklasse, schließlich Fotos von Grabsteinen, Gedenksteinen und -tafeln und vieles andere mehr. Das abschließende Kapitel ist dem Konzentrationslager Stutthof als Ort (nicht nur) jüdischen Leidens gewidmet, das im Vergleich zu anderen Lagern bislang nur wenig bekannt ist. Am Ende jedes Kapitels finden sich ein kurzes Verzeichnis von Texten zur vertiefenden Lektüre sowie Endnoten, die den wissenschaftlichen Anspruch des Textes unterstreichen. Der Band endet mit einem ausführlichen Glossar und einem ebenso umfassenden, nach den einzelnen erforschten Orten gegliederten Literaturverzeichnis. Und nicht zuletzt die drei Seiten umfassende Danksagung vor letzteren verdeutlicht, wie viele Personen und Institutionen zum Entstehen des Buches beigetragen haben.

Das Buch geht von der Region Kaschubei als geographischer, als kultureller sowie ideeller Entität aus, deren politische bzw. administrative Zugehörigkeit im Laufe der Jahrhunderte mehrfach wechselte. Die kaschubische Perspektive wird durch die Dreisprachigkeit aller Kapitelüberschriften sowie der Kolumnentitel unterstrichen, wobei der kaschubische Name als quasi verbindendes Element jeweils zwischen dem polnischen und

dem deutschen Titel steht. Die Kaschubei wird gezeigt als eine Region mit einer Geschichte voller Brüche, die ebenso wechselvoll ist wie die Geschichte der in ihr lebenden Juden, die sich in verschiedenen historischen Epochen unter unterschiedlichen Machthabern zu behaupten suchten. Beschrieben wird das jüdische Leben von seinen Anfängen bis zu seinem – fast allerorten – Ende (heute gibt es lediglich in Gdańsk wieder jüdisches Gemeindeleben). Es werden die Geschichten jüdischer Gemeinden, aber auch und gerade das Leben von Individuen und Familien nachgezeichnet, soweit dessen Rekonstruktion eben möglich ist – trotz aller Anstrengungen bleiben viele weiße Flecken. Einen besonderen Schwerpunkt dabei bildet die Frage nach dem jüdischen Alltag: Wie und wovon lebten die Juden, wie sah die Ausbildung ihrer Kinder, wie ihr Verhältnis zur jüdischen Gemeinde oder zu den sie jeweils Regierenden aus? Welche Sprache(n) benutzten sie, und wie war ihr Selbstverständnis in einer vorwiegend kaschubischen, deutschen oder polnischen Umgebung, wie gestaltete sich das Verhältnis zu ihren christlichen Mitbürgern? Von guten nachbarschaftlichen Beziehungen wird ebenso berichtet wie von Fällen antisemitischer Propaganda oder sogar Ausschreitungen. Als übelstes Beispiel hierfür ist sicher das Pogrom infolge einer Ritualmordanschuldigung in Chojnice/Konitz im Jahr 1900 zu nennen – ein Fall, der auch überregional für Aufsehen sorgte (S. 188-193).

Breiten Raum nimmt die Darstellung der Geschichte der Danziger Juden ein (S. 252-305), die auch bislang am umfassendsten historisch aufgearbeitet ist. Besonderes Gewicht kommt hier den ausführlich zitierten Erinnerungen von Else Pintus zu, einer Jüdin aus Kartuzy/Kart-

haus, die genaue Beschreibungen der Zustände im Danziger Ghetto liefert, aus dem sie im Dezember 1942 nach Chmielno fliehen konnte, wo sie bis zum Kriegsende von christlichen Nachbarn versteckt wurde. Ein weiterer wichtiger Zeitzeuge ist der Bildhauer Frank Meisler, der 1939 mit dem letzten Kindertransport aus Danzig nach London entkam. Er war 2007 beim zweiten Treffen der Geschichtswerkstatt zu Gast und wurde von ihren Teilnehmern befragt. Im Mai 2009 wurde – als mittelbare Folge des Projekts – vor dem Hauptbahnhof in Gdańsk ein von ihm gestaltetes Denkmal enthüllt, das an die Kindertransporte erinnert. Unter den vielen Stimmen, die im Buch zu Wort kommen, sind die von Pintus und Meisler die vernehmlichsten und vielleicht gewichtigsten. Dass das Buch den Anspruch der polnisch-deutsch-kaschubisch-jüdischen Multiperspektivität tatsächlich ernst nimmt, zeigt sich nicht nur darin, dass es deutsche, polnische, kaschubische und darüber hinaus auch englischsprachige Dokumente und Forschungsliteratur zur Kenntnis nimmt. Die deutsche Textfassung ist auch nicht immer nur eine Übersetzung (in der dann auch an einigen wenigen Stellen kleinere Schwächen zu bemerken sind) aus dem Polnischen bzw. umgekehrt, sondern der polnische wie auch der deutsche Text ist auf den jeweils angenommenen Horizont seines Publikums zugeschnitten. Das wird deutlich, wenn es etwa in der deutschen Version heißt, der Sack des jüdischen Hausierers Remus (der Titelfigur eines kaschubischen Epos von Aleksander Majkowski) könne, in ein Bild aus der näheren Vergangenheit übersetzt, mit einem DDR-Intershop verglichen werden (S. 57), in der polnischen Fassung dieser Sack hingegen mit einem Pewex-Laden aus der Zeit der PRL verglichen wird (S. 58); ebenso, wenn eine Information über

„die von der kommunistischen Regierung initiierten antisemitischen Kundgebungen im März 1968“ (S. 271) im Polnischen zu „wypadki marca 1968 r.“ (die Ereignisse des März 1968, S. 270) zusammengezogen wird, da man die Kenntnis über die betreffenden Vorkommnisse bei den polnischen anders als bei den deutschen Lesern voraussetzt.

Abgesehen von der akribischen historischen Dokumentation, die das Buch liefert, ist es aber auch als Reiseführer tatsächlich handhab- und nutzbar. Dazu trägt vor allem die sehr übersichtliche, leserfreundliche Gestaltung bei: So ist etwa der Kolummentitel, der in drei Sprachen jeweils links den Titel des Teils und rechts den des Kapitels nennt, für jeden Teil unterschiedlich farbig unterlegt. Auch die jedes Kapitel einleitenden Stadtpläne tragen viel zur Orientierung eines Reisenden bei, ebenso wie die zahlreichen Fotografien, die häufig die historische und die aktuelle Situation einander direkt gegenüberstellen: Auf der einen Seite ist z. B. die inzwischen nicht mehr existierende Synagoge zu sehen, auf der anderen etwa ein Parkplatz oder ein Wohnhaus, das sich heute am selben Ort befindet, vielleicht mit einer vor wenigen Jahren angebrachten Gedenktafel. Seine Funktion als Reiseführer erfüllt das Buch also in gewissermaßen paradoxer Weise – indem es nämlich dazu einlädt, Dinge zu besichtigen, die es größtenteils nicht mehr zu sehen gibt. Erst das Buch macht das Verborgene, Vergessene, Verdrängte sichtbar, lenkt die Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten – auf Spuren wie die Überreste eines Grabsteins, auf eine Gedenktafel oder auf einen Zaun, den der unkundige Betrachter bestimmt nicht beachten würde – und bringt damit die Landschaft zum Sprechen. Insofern ist der ‚Nebentitel‘ *Odczytując mowę kamieni. Die*

Sprache der Steine lesen, der senkrecht auf der hinteren Umschlagseite zu lesen ist und zugleich Name der beiden historischen Werkstätten war, gut gewählt. Jeder Teil wird zudem eingeleitet von einem doppelseitigen Foto, das die Schönheit der kaschubischen Landschaft, von menschlicher Existenz unberührte Natur zeigt und den Betrachter einlädt und motiviert, diese Gegend zu bereisen, auf dem aber gerade nichts davon zu sehen ist, was man im darauffolgenden Kapitel zu lesen findet. Die kaschubische Landschaft wird so zum Palimpsest. Überhaupt ist die Choreographie des Bildmaterials als überaus gelungen zu bezeichnen – so schließt etwa der Einleitungsteil des Buches mit einer Fotografie der einladend offenstehenden Tür zum jüdischen Gemeindehaus in Gdańsk-Wrzeszcz/Danzig-Langfuhr ab. Dem doppelten Anspruch, einerseits historische Bestandsaufnahme und Dokumentation, andererseits ein Reisebuch zu sein, wird das vorliegende Werk insofern tatsächlich gerecht. Nach seinem Erscheinen wurde es im März 2010 in Berlin sowie im Mai desselben Jahres in Gdańsk (dort sogar gleich zweimal) mit großer Resonanz der Öffentlichkeit vorgestellt. Inzwischen ist die zweite, unveränderte Auflage im Buchhandel erhältlich. Das Buch fügt sich, wie die Herausgeber im Vorwort selbst feststellen (S. 13), thematisch in eine Reihe von seit Beginn des 21. Jhd.s entstehenden Arbeiten über jüdische Lebenswelten in Polen ein. Gerade in der Erforschung jüdischer Geschichte in der polnischen Provinz werden nach wie vor erhebliche Defizite konstatiert, an deren Behebung man derzeit arbeitet.² Das Buch *Śladami żydowskimi po Kaszubach. Przewodnik. Jüdische Spuren in der Kaschubei. Ein Reise-*

handbuch leistet auch in dieser Hinsicht einen wichtigen Beitrag.

Anmerkungen

¹ Vgl. MAREK ZIÓLKOWSKI (2001): *Pamięć i zapomnienie. Trupy w szafie polskiej zbiorowej pamięci*. [Erinnerung und Vergessen. Die Leichen im Keller des polnischen kollektiven Gedächtnisses]. In: *Kultura i Społeczeństwo* 3-4:3-21, hier: 18.

² Ein aktuelles Indiz hierfür stellt etwa eine vom IPN und vom Zentrum für jüdische Studien der Universität Łódź geplante Konferenz im Oktober 2011 zum Thema „Nie masz już żydowskich miasteczek...“ – Zagłada Żydów na polskiej prowincji“ („Es gibt keine jüdischen Stetl mehr“ – Die Vernichtung der Juden in der polnischen Provinz“) dar: vgl. <http://www.uczyc-sie-z-historii.pl/pl/aktualnosci/zobacz/1496> (31.5.2011); ein weiteres eine für den November 2011 in Berlin geplante Tagung: „Das war mal unsere Heimat...“ Jüdische Geschichte im preußischen Osten. Forschungsstand und Forschungsperspektiven“, die sich auch explizit mit den jüdischen Lebenswelten in den ländlichen Gebieten befassen will: vgl. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=16410&sort=datum&order=down&search=preu%C3%9Fischen+osten> (1.6.2011).

Literatur

MEISLER, FRANK (1996): *On the Vistula Facing East*. London.

PINTUS, ELSE / ELŻBIETA (2005): *Moje prawdziwe przeżycia. Meine wahren Erlebnisse*. Przygotował do druku, wstępem i ilustracjami opatrzył / bearb., mit Vorwort und Bildmaterial versehen von Józef Borzyszkowski. Gdańsk.

Astrid Popien, Göttingen

SCHÖNBORN, SIBYLLE (ed.) (2009): *Grenzdiskurse. Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten und ihr Feuilleton in Mitteleuropa bis 1939*. Essen: Klartext Verlag. 227 S.

Die Herausgeberin des Sammelbandes, dessen 14 Aufsätze auf die Beiträge einer interdisziplinären Tagung in Lviv/Lemberg 2007 zurückgehen, beginnt ihre Einleitung mit einem plastischen Vergleich von Robert Walser: Zeitungen seien „wie ein großer, zusammengedrängter, üppiger Schwarm von Vögeln“, der sich in die „entlegensten Gegenden“ hinein verbreite; die schwarzen Punkte auf dem Gefieder dieser Vögel „werden zu Taten und Geschehnissen, sobald man sie näher und aufmerksamer betrachtet“ (*Vom Zeitungslesen*, 1907). Die Versuche, ausgewählte Exemplare dieser Vogelschar zu beringen – oder, wie es in der Einleitung heißt, „dem Flug der Blätter der deutschsprachigen Presse durch Mitteleuropa nachzuspüren“ (S. 7) –, stehen hier unter dem gemeinsamen erkenntnisleitenden Vorzeichen geographischer, sprachlicher, kultureller, nationaler, politischer und medialer Grenzziehungen wie Grenzüberschreitungen. Auch der Titel des Bandes ist in diesem Sinne mehrdimensional zu verstehen; es gehe, so Schönborn, „ebenso um Diskurse über Grenzen wie um Diskursgrenzen“ (S. 7). Im Zentrum steht „die Frage nach der Rolle von Zeitungen bei der Ausbildung des kollektiven Selbstverständnisses deutschsprachiger Minderheiten in Mitteleuropa“ (S. 8). Dem Feuilleton als „hybride[r]“, mithin „besonders für die Problematisierung und Überschreitung von Grenzen“ und für die Artikulation von Positionen des „Dazwischen“ geeigneter Form (S. 12f.) wird in diesem Kontext ein besonderer Stellenwert beigemessen. Die geographische Angabe des Untertitels ist cum grano salis zu verstehen, erstrecken

sich doch die Erscheinungsorte der untersuchten Blätter nicht nur über Galizien, die Bukowina, Polen, Tschechien, Slowenien und Kroatien, sondern bis ins Wolgagebiet. Zeitlich liegt ein deutlicher Schwerpunkt zwischen den Weltkriegen, aber einzelne Beiträge greifen ins frühe 19. Jhd. zurück und/oder bis in die Gegenwart hinein. Die Qualität dieses Sammelbandes dürfte also auch danach zu bewerten sein, inwiefern er – über die in der Einleitung betonte Rolle eines Anregungsgebers in verschiedene Richtungen hinaus – trotz der zeitlichen und räumlichen Heterogenität den Eindruck einer ‚Buchbindersynthese‘ vermeidet und, etwa im Hinblick auf die angesprochene Vielschichtigkeit des Titels, artikelübergreifende Aha-Erlebnisse ermöglicht. Es kann vorweggenommen werden, dass dies den Beiträgen des Bandes recht gut gelingt.

LARISSA CYBENKO unterzieht *Die deutschsprachigen Zeitungen in Lemberg von 1805 bis 1916* einem Überblick (S. 21-39). Einige schön ausgewählte Zitate, wie etwa aus dem Programmartikel *Was wir bringen* des Journals *Galizia* (1853) – der sich von „politische[n] Fechtstuben“ und „akademischen Disputatorien“ ebenso distanziert wie von „jene[n] behäbige[n] Salönchen, die nach der Dünndiarrhöe unserer Feuilletonistenliteratur riechen“ (S. 29) –, veranschaulichen, dass die Konstatierung oder Postulierung von Diskursgrenzen seit jeher eben auch ein Mittel zur eigenen Feldpositionierung gewesen ist. Auch der 1913 vorgebrachte Seitenhieb des *Deutschen Volksblatts für Galizien* gegen die von der *Galizischen Presse* ab 1897 benutzte lateinische

Schrift (S. 36f.) lässt erahnen, dass die Grenzpfähle einer Sprach- und Kulturgemeinschaft nicht von den Interessen der zuständigen ‚Grenzschrützer‘ unabhängig sind – frei nach dem Motto: Was ein Schibboleth ist, bestimmen wir. In manchen Details hätte man sich von Cybenkos Beitrag gerne etwas mehr Erläuterungen gewünscht; die Frage etwa, warum ein 1853 erschienener Artikel der *Galizia* über ein Attentat auf den Kaiser ausgerechnet mit dem englischen Ausruf „Austria forever!“ geschlossen haben soll (S. 31), lässt den Leser etwas ratlos zurück. OLGA KOZONKOWAS Beitrag *Die Presse der Wolgadeutschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (S. 41-56) beschäftigt sich mit der Zeitspanne vom Erscheinen der ersten einschlägigen Zeitung 1906 bis zur Auflösung der Autonomen Republik der Wolgadeutschen 1941, mit einem Schwerpunkt Mitte der 1920er bis Mitte der 1930er Jahre, „dem Zeitraum der größten Vielfalt in der deutschen Presse“ des Wolgagebiets (S. 42). Die enge Bindung der Konjunkturen dieser Presse an die politischen Konjunkturen im zaristischen und sowjetischen Russland wird in diesem Aufsatz erwartungsgemäß deutlich. Dass bei ideologisch gezogenen Grenzen Rigidität und Fluidität einander nicht ausschließen müssen, exemplifiziert Kozonkowa am Beispiel des 1927-29 erscheinenden *Wolgadeutschen Schulblatts*, herausgegeben vom Volkskommissariat für Aufklärung der ASSR der Wolgadeutschen: Hier wurden auch Autoren wie George, Dehmel oder Trakl vorgestellt, „die schon wenige Jahre später als dekadente Klassenfeinde angesehen werden sollten“ (S. 51). MARINA IZMI HORVAT widmet ihren Aufsatz dem Thema *Die deutschsprachige Zeitschrift „Croatia“ (1839-1842) und die kroatische Identitätsfrage*

(S. 57-66). Sie konstatiert zunächst die Vernachlässigung des regionalen deutschsprachigen Zeitungswesens durch die kroatische Philologie, die in ihm „ausschließlich ein Mittel zur Germanisierung des kroatischen Volkes“ gesehen habe bzw. immer noch sehe (S. 57). Für die *Croatia* ist dieser Vorwurf, wie die Autorin zeigt, einigermaßen absurd; bot sie doch, wiewohl auf Deutsch publiziert, dem um die kroatische Sprache und ein entsprechendes Nationalbewusstsein bemuhnten Illyrismus ein Forum. Die vergleichende Analyse solcher „patriotischer Paradoxa“ – izmi Horvat greift hier die prägnante Formulierung von KEUTEN (2006) auf –, des Propagierens einer nationalen Sprache in einer anderen Sprache, wie sie von Finnland bis zur Adria bekannt sind, wäre sicherlich ein ergiebiger Gegenstand für diskursgeschichtliche Studien. Beiläufig weist die Verfasserin auf einen weiteren wichtigen Umstand hin (S. 61), darauf nämlich, dass „Identifikation“ immer auch die Selbstverortung in einer bestimmten Zeit bedeutet, als „Bürger“ einer Epoche, und die Leitfrage des Bandes sich mithin auch auf Epochengrenzen beziehen ließe. Auf die von izmi Horvat bereits berührte Metaebene der Forschungsgeschichte gelangt der Sammelband mit MARIA GIERLAKS Beitrag *Deutsche Presse in Polen 1919-1939. Forschungsstand, -postulate und -desiderate* (S. 67-80). Gierlak spricht von Indizien einer „möglicherweise [...] sich abzeichnende[n] Wende in der deutschen Forschung über die Minderheitenpresse in den ehemaligen Ostgebieten“ (S. 76), dergestalt, dass nun auch die kulturellen Kontakte zwischen den beiden „weitgehend parallele[n] Gesellschaften“ der deutschen Minorität und der polnischen Mehrheit in den Blick rücken und so „eine kleine Korrektur des

einseitigen Bildes vom aggressiven Gegeneinander“ möglich werde (S. 78). Als wesentliches Desiderat bezeichnet Gierlak u. a. eine kommentierte Bibliographie der deutschen Minderheitenpresse in Polen. Für den folgenden Artikel zeichnet BEATA LAKEBERG verantwortlich, deren mittlerweile im Buchhandel erhältliche Dissertation über das Polen- und Judenbild der deutschen Minderheitenpresse zwischen den Weltkriegen (LAKEBERG 2010) auch bei Gierlak Erwähnung findet. Ihr hier abgedruckter Text trägt den Titel *Identitätsfragen in der deutschen Minderheitenpresse während der ersten Jahre der Zweiten Polnischen Republik* (S. 81-93). Sie verweist darin zu Recht auf den unterschiedlichen mentalen Hintergrund der Deutschen in den drei vormaligen Teilungsgebieten. Nicht zufällig war es die deutschsprachige Presse im zuvor zum Zarenreich gehörenden Łódź, also ohne die Erfahrung des Verlusts einer bisherigen Hegemonialstellung, die sich 1920/21 auch auf terminologischer Ebene um eine Abgrenzung der „deutschsprechenden Polen“ (oder gar „Deutschpolen“) von den Reichsdeutschen und um eine Betonung der Loyalität zum polnischen Staat bemühte. Ab 1921 näherte sich der konservative Teil der deutschsprachigen Lodzer Presse jedoch den Positionen der Blätter aus dem ehemaligen preußischen Teilungsgebiet an. Die tendenzielle Einebnung von Grenzen innerhalb der Minorität ging also mit einer verbreiteteren Akzentuierung der Grenze zur polnischen Mehrheitsgesellschaft einher. TANJA ŽIGON (*Die publizistischen Organe der Deutschen in Ljubljana (Laibach) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, S. 95-111) skizziert den mit harten Bandagen – Epitheta des „Diabolischen“ und Erpressung der von der gegnerischen Seite genutzten Druckereien inklusive –

geführten Konflikt zwischen der pro-slowenischen Zeitschrift *Triglav* und dem 1868 als Sprachrohr der Krainer Deutschen gegründeten *Laibacher Tagblattes*. Ebenfalls mit Slowenien, aber mit einem anderen Teilgebiet und einer anderen Zeitspanne beschäftigt sich der Beitrag von PETRA KRAMBERGER, *Das Jahr 1929 in der deutschsprachigen Presse der Untersteiermark aus Maribor, Celje und Ptuj* (S. 113-126). Kramberger setzt mit ihrer Darstellung faktisch schon im späten 19. Jhd. ein, als es mit der 1881 in Maribor gegründeten *Südsteirischen Post* u. a. auch ein deutschsprachiges Blatt zur Vertretung slowenischer Interessen gab – analog zur von Čizmić Horvat behandelten *Croatia* in Zagreb. Schwerpunkt und Endpunkt des Aufsatzes ist das Umbruchjahr 1929 mit der Etablierung der jugoslawischen Königsdiktatur. Es leitete für die deutsche Minderheit eine zeitweilige Lageverbesserung ein, ging aber zunächst einmal mit neuen Restriktionen einher. So waren deutschsprachige Ortsnamenformen in Zeitungstiteln nicht mehr zulässig, und die *Cillier Zeitung* – statt sich in „Celjer Zeitung“ umzubenennen – griff auf eine Alternative zurück, die den Urhebern des entsprechenden Ministerialerlasses vielleicht nicht so sehr geschmeckt hat: „Wir benennen die Zeitung einfach als das, was sie für uns alle und auch in den Augen unserer Gegner ist: die ‚Deutsche Zeitung‘.“ (S. 124)

KATEŘINA ČAPKOVÁ zeigt in ihrem Artikel *Mit „Tribuna“ gegen das „Prager Tagblatt“*. *Der deutsch-tschechische Pressekampf um die jüdischen Leser in Prag* (S. 127-139) anschaulich, wie ein eigentlich erfolversprechendes Zeitungsprojekt an zu eng gezogenen Grenzen scheiterte. Die 1919 gegründete *Tribuna* sollte dem von der tschechisch-jüdischen Bewegung

als Ärgernis empfundenen Paradox abhelfen, dass sich die meisten Juden im damaligen Böhmen zwar als Tschechen fühlten, aber deutsche Zeitungen – vor allem das *Prager Tagblatt* – lasen. Indem die Initiatoren des Blattes darauf bestanden, neben den deutsch assimilierten Juden die zionistische Bewegung als zweites Feindbild zu perhorreszieren und die Redaktion nach ‚Verstößen‘ gegen diese Vorgabe attackierten, gruben sie jedoch der eigenen Schöpfung das Wasser ab. So geriet das Blatt gar in die Hände der zu Antisemitismus neigenden Agrarpartei, bevor es 1928 ganz eingestellt wurde. Demgegenüber zeichnet PETER RYCHLO in seinem Beitrag *Aspekte deutsch-jüdischer Kultursymbiose im „Czernowitzer Morgenblatt“* (S. 141-158) eine erst vom Zweiten Weltkrieg beendete Erfolgsgeschichte. Ausgehend von der Formulierung, dass die multinationale Bukowina „im Laufe der Zeit Formen des interethnischen und interkulturellen Lebens“ entwickelt habe, „die heute als Modell für das vereinigte Europa gelten können“ (S. 141), nimmt Rychlo das kosmopolitisch-liberale, von deutschsprachigen Juden herausgegebene und redigierte *Czernowitzer Morgenblatt* (1918-1940) in den Blick. Der von Rychlo hier als Faktum genommene Begriff der „deutsch-jüdischen Kultursymbiose“ ist ja bekanntlich nicht unumstritten – kritisch siehe z.B. ELON (2007:18f.) und natürlich Gershom Scholems berühmten Text *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch* aus dem Jahre 1962 (SCHOLEM 1995:7-11), bedingt bejahend VOIGTS (2006) –, und seine abschließende Bemerkung, „was später mit dieser Symbiose geschah, entzieht sich jeder rationalen Erklärung“ (S. 158), muss man vielleicht nicht unbedingt unterschreiben. Dessen ungeachtet gelingt es Rychlo sehr überzeugend, seine

Diagnose der ‚grenzüberschreitenden‘ Leistung des *Czernowitzer Morgenblatts* zu belegen, insbesondere an den Beiträgen des 1926-32 hier als Redakteur tätigen Dichters Alfred Margul-Sperber. Die bei solchen interkulturellen Grenzgängen nötige Offenheit des Blicks könnte man mit dem Aperçu verbinden, das Margul-Sperber 1932 in einem Artikel über den jiddischen Balladendichter Itzig Manger einfließen ließ: Die Welt von Mangers Dichtung sei „ein Dämmerland, in dem sich Gespenster und Spießbürger auf gleichem Fuß begegnen, ohne über dies Zusammentreffen sonderlich erstaunt zu sein“ (zit. S. 158). SCOTT SPECTORS Beitrag *Egon Erwin Kisch: Der Reporter, das Feuilleton und Mitteleuropa* (S. 159-167) betont die Verflechtung von Gesellschaftssicht und stilistisch-gattungstheoretischen Entscheidungen bei Kisch; er schreibt, „dass die Reportage- und Feuilletonkultur für Kisch ein Gegenmittel zum sterilen mitteleuropäischen Neoklassizismus darstellte“ (S. 161), analog zu seiner Betonung des spezifisch Prager Milieus (mit den Schlüsselbegriffen Vielfalt und „Lebendigkeit“) und der Weigerung, sich als Prager Autor einfach „in den deutschen Kulturkreis integrieren“ zu lassen (S. 162). Die vorgeblich bescheidene Beteuerung, die Reportage sei ja nur eine ‚mindere‘ Kunstform, sollte ihren Authentizitätsanspruch untermauern – freilich mit der „ironische[n] Wende“, dass sich der Reporter Kisch „selbst in den ästhetischen Gegenstand verwandelt“ finde (S. 166). Jedenfalls sei die neue Gattung für Kisch auch der versuchte Ausweg aus einem „kulturellen Dilemma“ gewesen: „Seine Reportagen zielten auf die Auflösung der Trennungen zwischen hoher Kunst und Volkslied, Literat und Volk, Deutschen und Tschechen.“ (S. 167) Einen weiteren Grenzgänger behan-

delt MICHAEL WÖGERBAUER in *Feuilletons am Ende einer Utopie. Paul Eisners Beiträge in der „Prager Presse“ von 1938* (S. 169-180). Er beginnt mit demselben Topos wie Rychlo für die Bukowina, hier freilich in einem Zitat des vorgestellten Paul (Pavel) Eisner selbst, einer Kapitelüberschrift aus seiner auf Tschechisch erschienenen Studie *Milenky [Die Liebhaberinnen]* von 1930¹: „Das Schicksal dieses Landes ist die Symbiose“ (S. 169). Diese für den bilingualen Eisner „zentrale Denkfigur“ suchte er als Übersetzer, Übersetzungsforscher sowie als Kulturredakteur der *Prager Presse* zu popularisieren. Der aus einer jüdischen Familie stammende, später zum Protestantismus konvertierte Eisner vertrat die These von einem „dreifachen Ghetto“ der mehrheitlich jüdischen Prager Deutschen – ethnisch, psychisch (als Intellektuelle) und sozial (als Bourgeois), aber, woraufhin Wögerbauer zu Recht verweist, oft eben nicht sprachlich. So wurde für Eisner konsequenterweise gerade die Sprache, etwa in seinen seit 1936 erscheinenden „semantischen Plaudereien“, spielerisch-assoziativen Sprachfeuilletons, zu einem Vehikel wechselseitiger deutsch-tschechischer Bereicherung. 1938 wurde Eisners Symbioseidee von der politischen Realität brutal eingeholt, „in die Ortlosigkeit der Sprache abgedrängt“ (S. 179) – in Wögerbauers Beitrag kommen also Macht und Machtlosigkeit, Möglichkeiten und Grenzen grenzüberschreitender Sprachverwendung gleichermaßen in den Blick. CHRISTIAN JÄGERS Aufsatz trägt den Titel *Mediale Räume im Feuilleton von Ernst Weiß und Hermann Ungar* (S. 181-192). Als „mediale Räume“ versteht Jäger die soziokulturellen Vorstellungen davon, was ein „Medium könne und können solle“ (S. 181). Ernst Weiß verglich 1921 den Stellen-

wert der Zeitung in seiner Epoche sowohl mit dem, was „das ‚Volksepos‘ in grauer Vorzeit war“ (S. 182) – nicht ganz zutreffend, so Jäger, insofern der Zeitung meist gerade nicht das Moment des Repetitiven eignet –, als auch mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch als Möglichkeitsraum von Ereignissen. Allgemein attestiert Jäger Feuilletonisten ein Bestreben der „Nobilitierung qua Ästhetisierung“; „Gegen das Schreiben um Verdienst wird das Verdienstvolle des Schreibens gesetzt“ (S. 183). In Ernst Weiß finde „[d]as Feuilleton als ästhetische Bildungsanstalt des Bürgertums [...] einen typischen Repräsentanten“ (S. 186). Hermann Ungar dagegen zeigte sich bemüht, den bürgerlichen „Rezipientenkreis [...] aus seinem Behagen zu reißen“ und zu verstören (S. 187), mitunter mit ätzender Kritik am Kulturbetrieb und seinen Mitspielern. ALMUT TODOROW (*Ekphrasis im Prager Feuilleton der Zwischenkriegszeit. Malerei-Texte von Robert Walser*, S. 193-208) beginnt mit einer Analyse von Walsers 1926 erschienenem Text *Belgische Kunstausstellung*, einem „Grenzgänger zwischen seiner feuilletonistischen Berichtspflicht und seiner Weigerung, Bildwahrnehmungen zu benennen und ‚auszusprechen‘“ (S. 194). Da Walser bekanntlich seinerseits mit „der visuellen Wahrnehmung verpflichteten Schreib- und Medienstrategien“ experimentierte (S. 195f.), könnte man die Metaphorik der Grenze hier vielleicht noch in einer zweiten Hinsicht entfalten: Gerade weil das Ausloten der Demarkationslinie zwischen Literatur und bildender Kunst ihm ein besonderes Anliegen war, mied Walser den viel frequentierten, über ausgetretene Pfade erreichbaren ‚Grenzübergang‘ herkömmlicher feuilletonistischer Bildbeschreibung. Warum aber, fragt Todorow, erschien ein

solcher die traditionellen Formen von Kunstberichterstattung unterlaufender Text über eine Ausstellung belgischer Kunstwerke im schweizerischen Bern ausgerechnet in der *Prager Presse*? Neben der Affinität des in einem multilingualen Umfeld aufgewachsenen Walser zum Prager deutschsprachigen Minderheitenmilieu und der Aktivität der Prager Kulturredaktionen bringt Todorow hier auch die spezifische Schreibweise Walsers in Anschlag, bei der wie in *Hodlers Buchenwald* (1925) „die Beziehung zwischen Bild und Text selbst in Bewegung gerät“ (S. 203) oder wie in *Cézannegedanken* (1929) „der suchende und erinnernde Sehprozess“ in den Blick einer „intermedial agierende[n] Lektüre“ rückt (S. 205). Diese Techniken, mit denen Walser „die medialen und künstlerischen Seherfahrungen der Moderne literarisch in Szene gesetzt“ habe (S. 206), seien in Prag, „vor dem Hintergrund des exzeptionellen avantgardistischen Aufbruchs“ der dortigen Literatur- und Kunstszene nach 1918, mutmaßlich auf eine besondere Empfänglichkeit gestoßen (S. 207).

Den Band beschließt der Beitrag der Herausgeberin SIBYLLE SCHÖNBORN: „Der babylonische Thurmbau europäischer Kultur“. *Kulturpoetik Mitteleuropas im Feuilleton bei Heinrich Heine, Egon Erwin Kisch und Maxim Biller* (S. 209-223). Dabei geht es ihr um Reiseberichte, „deren Autoren ihren Entwurf aus einer exzentrischen Perspektive oder aus randständigen Positionen in die zu schreibende Landkarte Mitteleuropas eintragen“ (S. 210); diese besondere Perspektive ergibt sich bei den drei untersuchten Schriftstellern aus ihrem Judentum. Sie alle machen, oft durch ironische Brechungen, „Konflikte, Paradoxien und Widersprüche von kulturellen Verortun-

gen und Raumkonstruktionen durch ihre poetische Schreibweise der Differenz sichtbar“ (S. 211), von Heines *Über Polen* (1823), aus dem das Zitat des Aufsatztitels stammt, über Kischs *Dem Golem auf der Spur* (1924) bis zu Billers *Die große Budapest-Lüge* (1991). Schönborns Schlusssatz über Maxim Billers „doppelt exzentrische Position des Ostmigranten und Nachkommenden der Überlebendengeneration“ und seinen illusionslosen Blick auf den Prozess, „Mitteleuropa und sich selbst zwischen Identität und Differenz immer wieder neu zu erfinden“ (S. 223), verweist noch einmal prägnant auf eines der bereits angesprochenen untergründigen Leitmotive des Sammelbandes – auf die Verbindung von räumlich-synchroner und historisch-diachroner Dimension des Begriffs ‚Grenze‘ respektive seiner Komposita.

Anmerkungen

¹ Den ebenfalls nicht uninteressanten Untertitel dieses Textes, *Německý básník a česká žena* [Der deutsche Dichter und die tschechische Frau], erwähnt Wögerbauer nicht. Siehe zu *Milenky* eingehender ESCHER (2004).

Literatur

ELON, AMOS (2005 / 2007): *Zu einer anderen Zeit. Porträt der deutsch-jüdischen Epoche 1743-1933*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork. München.

ESCHER, GEORG (2004): *Prager „femmes fatales“ – Stadt, Geschlecht, Identität*. In: *Kakanien Revisited* vom 6.7.2004: <http://www.kakanien.ac.at/beitri/fallstudie/GEscher1.pdf> (13.6.2011).

KEUTEN, ALLA (2006): *Patriotische Paradoxa: St. Petersburger deutschsprachige Periodika zwischen 1805 und 1815*. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 8:49-88.

Rezensionen

LAKEBERG, BEATA DOROTA (2010): *Die deutsche Minderheitenpresse in Polen 1918-1939 und ihr Polen- und Judenbild*. Frankfurt (M.).

SCHOLEM, GERSHOM (1970 / ⁵1995): *Judaica 2*. Frankfurt (M.).

VOIGTS, MANFRED (2006): *Die deutsch-jüdische Symbiose. Zwischen deutschem Sonderweg und Idee Europa*. Tübingen (=Conditio Judaica 57).

Kai Hendrik Patri, Göttingen